



DENKMALPFLEGE IN BADEN - WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

8. JAHRGANG
APRIL - JUNI 1979



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG · Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes
Herausgeber: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg · Eugenstraße 7 · 7000 Stuttgart 1
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Dr. August Gebeßler
Schriftleitung: Dr. Doris Ast · Redaktionsausschuß: K. Becker, N. Bongartz, Dr. E. Hannmann,
Dr. D. Lutz, Dr. H. Schach-Dörge
Druck: Druckhaus Robert Kohlhammer · Kohlhammerstraße 1–15 · 7022 Leinfelden-Echterdingen 1
Postverlagsort: 7000 Stuttgart · Erscheinungsweise: vierteljährlich · Auflage: 19 000 · Beim Nachdruck
sind Quellenangabe und die Überlassung von zwei Belegstücken an die Schriftleitung erforderlich.

Inhalt

Peter Anstett	
Die alte „Polizeidirektion“ in Baden-Baden wird nicht abgebrochen	
Eine Entscheidung der Landesregierung	45
Hubert Krins	
Die Arbeitersiedlung „Zeppelinldorf“ bei Friedrichshafen	46
Eberhard Grunsky	
Das ehemalige Warenhaus Knopf (heute Karstadt) in Karlsruhe	57
Richard Scholtz	
Eine alte Zehntscheune wird zu neuem Leben erweckt	65
Brigitte Reinhardt/Sabine Weyrauch	
Bauten jüdischer Dorfgemeinschaften im Kreis Ludwigsburg	70
Inken Jensen	
Ein Brunnen des 17. Jahrhunderts – das älteste Baudenkmal	
der Stadt Mannheim	77
Abbruchkandidaten mit Zukunft (4)	
Regierungsbezirk Tübingen	81
Peter Schubart	
Gedankenlose „Denkmalpflege“ im Detail	94
Mitteilungen	94
Personalien	96

Titelbild: Ehemaliges Großherzoglich-Badisches Amtshaus von 1843 in Baden-Baden, das lange Zeit als Sitz der Polizeidirektion diente. Die Aufnahme der Vorderfront entstand im April 1979. Zum Beitrag Peter Anstett: Die alte „Polizeidirektion“ wird nicht abgebrochen

Peter Anstett: Die alte „Polizeidirektion“ in Baden-Baden wird nicht abgebrochen

Eine Entscheidung der Landesregierung

Der Ministerrat unseres Landes hat am 6. Februar 1979 eine klare Entscheidung zugunsten eines bedeutenden Baudenkmal gefällig. Das Landesdenkmalamt hatte sich seit 1970, seit seiner Beteiligung, ohne Unterlaß gegen den Abbruch des ehemaligen Großherzoglich-Badischen Amtshauses in Baden-Baden, der späteren Polizeidirektion, ausgesprochen. Mit dieser Entscheidung der Landesregierung ist ein fünfzehn Jahre währender Planungsprozeß abgeschlossen, dessen Vollzug zu einem der schwerwiegendsten Verluste im Denkmälerbestand unseres Landes zu führen drohte (vgl. Nachrichtenblatt 4/76, S. 155 u. Titelbild).

Das von Friedrich Theodor Fischer (1803 bis 1867), dem Schüler und Nachfolger des badischen Klassizisten Friedrich Weinbrenner 1842/43 errichtete Amtshaus sollte nach den Vorstellungen der Bäder- und Kurverwaltung Baden-Baden, Anstalt des öffentlichen Rechts, einer neuen kurörtlichen Badeeinrichtung und einer Tiefgarage weichen. Die aus sechzehn Entwürfen von acht Architekten ausgewählte Planung des Züricher Architekturbüros Otto Glaus, Bert Allemann und Partner war nicht geeignet, das Gebäude ohne offensichtliche negative Folgen für die neue Therme zu erhalten. Ein ehemaliges Amtshaus im Stile eines toskanischen Stadtpalazzos der Renaissance und eine „Thermalseen-Landschaft“ mit Badegrotten-Innenräumen und bepflanzten Dachterrassen – übrigens zu Füßen zweier großer Schulgebäude – schienen unvereinbar.

Bei den Planungsabsichten der Bäder- und Kurverwaltung war der Eigenwert des Gebäudes nicht genügend gewürdigt worden. Daß ein Gebäude dieser Qualität disponabel werden konnte, ist die Folge einer fünfzehn Jahre zurückliegenden unzutreffenden Bewertung.

Der Beschluß, die Polizeidirektion abzubrechen, geht zurück in die Jahre 1964 und 1966, in die Zeit, als zwar dem antikisierenden Klassizismus Weinbrenners, nicht aber dem romantischen Klassizismus seiner zeitlichen und amtlichen Nachfolger eine Erhaltungswürdigkeit zuerkannt worden war. – Insofern ist mit der Entscheidung der Landesregierung auch eine neue Würdigung der Baukunst des 19. Jahrhunderts zu verbinden, die Beachtung verdient. Noch 1970 wurde der Architekturwert des Gebäudes herabgesetzt im Plädoyer eines Mannes, der auf die Bauleitplanung in Baden-Baden großen Einfluß hatte. Damals sollte der historische Bau einer Grünstreifenplanung geopfert werden. Die Planung eines Landschaftsbades dagegen wurde mit der älteren Grünstreifenideologie für durchaus vereinbar gehalten.

Das Kulturdenkmal geriet mehr und mehr in den Ruf, die niveauvolle Entwicklung der Kurstadt Baden-Baden zur erfolgreichen Bäderstadt aufzuhalten. Dabei wurde bis zuletzt übersehen, daß die Planung auch aus anderen Gründen für diesen Standort ungeeignet war, ein Gesichtspunkt, der lange Zeit nur von seiten des Denkmalamts vorgetragen wurde.

Es stand mehrfach schlecht um das Baudenkmal: 1974, als eine große Gutachterkommission sich mit der Standortproblematik der neuen Therme befaßte; 1975, als einer Obergutachterkommission der Abriß „kaum umgänglich“ erschien; 1976, als der Denkmalrat des Regierungspräsidiums Karlsruhe mit hauchdünner Mehrheit dem von der Bäder- und Kurverwaltung beantragten Abbruch des Gebäudes zustimmte; 1977, als der Gemeinderat der Stadt Baden-Baden die unter Aufgabe des Kulturdenkmals entwickelte Thermalplanung billigte; 1978, als das Kulturdenkmal im Denkmaltbuch gelöscht werden sollte. Nur die Denkmalpfleger traten nach wie vor für seine Erhaltung ein.

Der drohende Abbruch fand eine ungewöhnlich starke Beachtung in der wissenschaftlichen Welt und in der Bürgerschaft von Baden-Baden, die eine „Schutzgemeinschaft alte Polizeidirektion“ bildete. Auch Landtagsabgeordnete äußerten sich engagiert für das wertvolle Gebäude. Zudem hatte wohl in der letzten Zeit der Auseinandersetzung um das Bauwerk in einigen entscheidenden Gremien ein gewisser Umdenkprozeß zugunsten von Erhaltungsmöglichkeiten für Kulturdenkmale eingesetzt.

Mit dem Beschluß des Ministerrats für die Erhaltung des Gebäudes ist die bisherige Planung erledigt. Ministerpräsident Lothar Späth vertrat die Auffassung, daß das geplante Projekt einer neuen Therme sich auch ohne Abbruch der alten Polizeidirektion zügig realisieren lasse und der Stadt Baden-Baden eine Alternativplanung zuzumuten sei. Der Beschluß des Ministerrats konnte sich bereits konkret auf eine von Innenminister Dr. Guntram Palm geforderte Alternativuntersuchung stützen, bei der die Erhaltung des ehemaligen Amtshauses zur festen Vorgabe gemacht wurde, um so die Frage nach der Erhaltungsfähigkeit des Altbaus innerhalb der Neubauplanung schlüssig prüfen zu können. Inzwischen sind zwei Planungsalternativen in Arbeit. Das anwaltschaftliche Plädoyer der Denkmalpfleger konnte erst auf höchster Ebene das Ziel der denkmalpflegerischen Tätigkeit: die Erhaltung eines für das charaktervolle Baugesicht Baden-Badens wichtigen Gebäudes, bewirken, und zwar mit der Überzeugung, daß dieses Gebäude die Zukunft der Stadt nicht verstellt. Mit der Entscheidung der Regierung unseres Landes ist den Belangen der Denkmalpflege – vor allem auch in der Methode des umfassenden Abwägens – ein neues Gewicht gegeben worden. Die weitere Planung wird zeigen – das ist schon jetzt absehbar –, daß die künftige Entwicklung einer Bäderstadt nicht mit einem Verlust erkauft werden muß. Es wird sich erweisen, daß eine sprechende Vergangenheit und die Zukunft auch in Baden-Baden vereinbar sein werden.

*Dr. Peter Anstett
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Karlstraße 47
7500 Karlsruhe 1*



1 DAS ZEPPELINDORF bei Friedrichshafen am Bodensee. Die Gesamtansicht aus dem Jahre 1919 zeigt die heute unveränderte städtebauliche Gruppierung der Arbeitersiedlung und ihre Lage in der damals noch unverbauten Landschaft.

Hubert Krins: Die Arbeitersiedlung „Zeppelindorf“ bei Friedrichshafen

1. Lage und Entstehungsgeschichte

Etwa 1,5 km nördlich der ehemaligen Reichsstadt Buchhorn (seit 1811 Friedrichshafen) und von dieser durch den Riedle-Park getrennt liegt eine der größten Arbeitersiedlungen des Landes, das Zeppelindorf. Errichtet wurde sie von der 1913 gegründeten Tochtergesellschaft „Zeppelin-Wohlfahrt GmbH“ für Arbeiter der Zeppelinwerke, die seit der Gründung der Luftschiffbau Zeppelin im Jahr 1908 einen großen Aufschwung genommen hatten. Das Baugelände gehörte zur Gemeinde Schnetzenhausen, wurde aber zum 1. 4. 1914 in die Stadt Friedrichshafen eingemeindet. Acht Tage später, am 9. April 1914, wurde der erste Bauabschnitt genehmigt. Die Planung dürfte im Winter 1913/14 erfolgt sein. Die Genehmigung von zwei weiteren Bauabschnitten lag 1915 vor. In rascher Folge entstanden je 31 Einzel- und Doppelhäuser, zwei Reihenhäuser mit je vier Wohnungen, Wirtschaft, Consum-Anstalt sowie außerhalb der eigentlichen Siedlung Schlachtereier und Gärtnerei. Weitere Häuser entlang der westlichen Randstraße folgten in späteren Jahren, sind aber nicht Gegenstand dieser Ausführungen. Der Plan eines Kinderheims in der Mitte der Siedlung wurde nicht verwirklicht.

2. Städtebauliche Situation

„Das Gelände, in gesunder, sonniger Lage, fällt sanft ab nach Südosten und bietet Aussicht auf das Gebirge. Die Anlage der Wohnstraßen erfolgte in Rücksicht auf Gefällverhältnisse und den Bestand alter Obstbäume; bei der Aufteilung in Wohnquartiere wurde weiträumige, offene Bauweise gewählt“ (Literaturverzeichnis 1, S. 2). In der Tat

muß diese Weiträumigkeit als das besondere Kennzeichen der Siedlung gelten. Selbst im Vergleich zu anderen Gartensiedlungen beansprucht die Freifläche im Zeppelindorf mit 8,84 ha von annähernd 10 ha Gesamtfläche einen außerordentlich hohen Anteil. Die Bebauung belegt insgesamt weniger als 1% der Gesamtfläche.

Die Grundfläche der Siedlung ist etwa quadratisch. An drei Seiten im Norden, Osten und Westen wird sie von alten Landstraßen begrenzt, die zu den Dörfern Wagershausen, Jettenhausen und Meistershofen führen. Von der Wagershauser Straße führen zwei Erschließungsstraßen in die Siedlung, die Lanzstraße (ursprünglich Mackensenstraße) und die Graf-von-Soden-Straße (ursprünglich Ludendorffstraße), die etwa in der Mitte durch die Ludwig-Dürrstraße (ursprünglich Tirpitzstraße) quer miteinander verbunden sind. Im Süden münden sie auf die Hindenburgstraße, deren östlicher Teil bogenförmig zum Zeppelinwerk verläuft. Hindenburgstraße und Lanzstraße treffen am Rand eines größeren rechteckigen Platzes aufeinander, am König-Wilhelm-Platz, der quasi das Herzstück der gesamten Siedlung ist. Hier wirkt die Bebauung um ein geringes Maß verdichtet, da die Doppelhäuser an den Langseiten des Platzes aneinanderstoßen. Wirtschaft und Ladengeschäft fassen als einzige zweigeschossige Bauten der Siedlung den Hauptzugang von der Meistershofer Straße zum Platz ein. Die beiden Häuser vorgesetzten Arkaden geben diesem Eingang zur Siedlung darüber hinaus einen gewissen repräsentativen Charakter.

Alle Straßen sind nicht in gerader Flucht geführt, sondern mit Schwingungen oder Versätzen, so daß trotz der



2 LAGEPLAN des Zeppelindorfes, den die Zeppelinwohlfahrt GmbH 1919 in einer Schrift über die Siedlung veröffentlichte.



3 DIE LANZSTRASSE, eine der Erschließungsstraßen, die in das Zeppelindorf führen.

einfachen und übersichtlichen Gliederung der Siedlungsstruktur keine Monotonie eintritt. Die Gebäudeabstände von der Straße wechseln stark, wodurch wiederum dominierende Fluchtlinien vermieden werden. Charakteristisch ist das Fehlen von Bürgersteigen. Die Straßen liegen vorwiegend tiefer als die Vorgärten, so daß – vor allem im Bereich des König-Wilhelm-Platzes – Stufen unmittelbar vom Straßenrand über eine Rasenböschung zum Gartentor hinaufführen.

Der einheitliche Charakter der Siedlung wird in erster Linie durch die steilen, pfannengedeckten Walmdächer, gleichartige Ausbildung der Fassaden und die Heckenbegrenzung der Vorgärten zur Straße bewirkt.

3. Die Häuser

Bei weitgehender Einheitlichkeit der Gestaltung sind die Häuser vor allem in ihren Grundrissen und deren Zuordnung zu Einzel-, Doppel- oder Reihenhäusern unterschieden. Die verwendeten Haupttypen lassen sich in vier Gruppen unterteilen:

a) Einzelhäuser mit Wohnzimmer, Wohnküche, Schlafzimmer, Spül-/Waschküche (einschließlich Bad) und Stall im Erdgeschoß sowie einem weiteren Schlafzimmer im Dachgeschoß, das durch eine in der Mittelachse stehende Einzelgaube belichtet wird (Typ D). Variationen dieses Typs besitzen einen Wohnzimmererker oder auch zusätzlich noch einen am Hauseck angeordneten offenen Eingangsbereich. In geräumigerer Form mit zwei Schlafzimmern, einer Kammer und separatem Bad im Dachgeschoß und dadurch bedingtem größeren Dachausbau sowie mit getrennter Küche und Eßzimmer tritt das Einzelhaus als „Meisterhaus“ auf (Typ M). Das Wohnzimmer verfügt hier stets über einen großen Fenstererker. Beide Einzelhaustypen haben den Eingang in der Mittelachse.

b) Kleine Doppelhäuser mit zwei Schlafzimmern im Dachgeschoß und Wohnküche, Spül-/Waschküche einschließlich Bad sowie Stall im Erdgeschoß (Typ H). Die Eingangstüren zu beiden Wohnungen liegen nebeneinander in der Fassade.

c) Breitgelagerte Doppelhäuser mit dem Raumprogramm



4 DER KÖNIG-WILHELM-PLATZ, das im Südosten liegende „Herzstück“ der Siedlung.

des Typs D, großem sechsfenstrigem Dachausbau und überdeckten Eingangsbereichen an den Fassadenecken (Typ A). Eine Variation mit leicht verändertem Grundriß, stehenden Einzelgauben und Wohnzimmererkern sowie zurückliegenden kleinen Anbauten an den Schmalseiten trägt die Bezeichnung Typ B. Bei diesen Doppelhäusern sind die Eingangstüren in der Fassade nicht sichtbar.

d) Reihenhäuser mit dem Raumprogramm des Typs H in je vier Einheiten als Typ G. Hier werden die beiden mittleren Wohnungen durch nebeneinander in der Fassadenmitte gelegene Türen erschlossen, die äußeren Einheiten durch Eingänge an den Schmalseiten.

Die Verteilung der einzelnen Häuser auf die verschiedenen Typen geht aus der folgenden Übersicht hervor:

Typ A:	13 Häuser
Typ B:	9 Häuser
Typ D:	21 Häuser
Typ G:	2 Häuser
Typ H:	9 Häuser
Typ M:	10 Häuser

Die Häuser lassen hinsichtlich ihrer Größe und Ausstattung – nicht aber in ihrer Verteilung auf dem Siedlungsgelände – ein deutliches „Sozialgefälle“ erkennen. Typ G und H enthalten die einfachsten und kleinsten Wohnungen, Typ A und D ein zusätzliches Wohnzimmer. Einige Häuser des Typs D besitzen bereits einen Wohnzimmererker, der im Typ B in breiterer Form auftritt wie auch im ausdrücklich als Meisterhaus bezeichneten Typ M, der darüber hinaus zusätzlich ein EBzimmer, ein weiteres Schlafzimmer und ein getrenntes Bad besitzt, das bei den anderen Typen Teil der Spülküche ist. Dennoch ist – vom Erker abgesehen, der vom Typ D an als zusätzlicher „Bedeutungsträger“ auftritt – die architektonische Erscheinung der Häuser einheitlich. Diese Einheitlichkeit erstreckt sich von der beherrschenden Großform des steilen Walmdachs, das etwa doppelt so hoch ist wie das Erdgeschoß, bis hin zu den Türbeschlägen. „Das Äußere der Häuser ist ohne jeden Aufwand ausgeführt. Die Umfassungswände sind mit rauhem Kellenwurf verputzt und weiß getüncht, die Rinnen sind weiß, die Fensterläden, Türen und sonstiges Holzwerk grau gestrichen“ (Literatur-



5

5 HAUS VOM TYP D. Einzelhaus an der Hindenburgstraße.
5a TYP D. (rechts) Ansichten, Grundrisse und Querschnitt, veröffentlicht 1919.



6

7

6 HAUS VOM TYP M. „Meisterhaus“ an der Meisterhofenerstraße.
6a TYP M. (rechts) Ansichten, Grundrisse und Querschnitt, veröffentlicht 1919.



7 HAUS VOM TYP H. Doppelhaus an der Lanzstraße.
7a TYP H. (rechts) Ansichten, Grundrisse und Querschnitt, veröffentlicht 1919.



5a



6a

7a



51



verzeichnis 1, S. 3). Lediglich bei den zweigeschossigen Eingangsbauten zum König-Wilhelm-Platz und bei den Häusern des Typs D sitzt unmittelbar über den Fenstern ein schwach vorspringendes „Gesimsband“, dessen lineare Schattenkante eine leichte Fassadengliederung bewirkt.

Bemerkenswert ist, daß jedes Haus einen Stall enthält, in dem Ziegen, Hühner und Hasen gehalten werden konnten. Der umzäunte Hühnerhof gehörte ebenso zur Hausausstattung wie einige Bäume und Sträucher für den Garten, der sich aufgrund seiner Größe hinter dem Haus als Gemüse- und Obstgarten nutzen ließ.

4. Der Erhaltungszustand

Im zweiten Weltkrieg wurden 12 Häuser total zerstört und – bis auf eines – je nach Situation weitgehend originalgetreu oder in freier Angleichung wieder errichtet. Die meisten der übrigen Häuser wurden schwer oder leicht zerstört. Trotzdem blieb der Gesamtcharakter des Zeppelindorfes bis hin zur Farbgebung durch nahezu sieben Jahrzehnte bis heute erhalten. Die bisherigen Veränderungen beeinträchtigen das gesamte Erscheinungsbild nicht wesentlich. Die Abweichungen vom Originalzustand betreffen in erster Linie die Fenster, die eine größere Sprossenteilung oder auch sprossenlose Verglasungen erhielten. Einige der offenen Eingangsbereiche wurden zugebaut. Auch die Türen wurden nahezu alle ausgewechselt. Als gravierendere Veränderung muß die Neudeckung einiger Dächer mit Biberschwanzziegeln vermerkt werden sowie der Einbau von Dachflächenfenstern. Ausgesprochen störend wirken sich moderne Fensterjalousien und der Bau eines Flachdach-Blumenladens an der Ludwig-Dürr-Straße aus. Der König-Wilhelm-Platz, der als von Kastanien umstandener Spielplatz mit großem Sandhaufen gedacht war, wurde in eine Minigolfanlage umgewandelt.

5. Die Architekten

Die Planung der Siedlung lag bei Professor Paul Bonatz (1877 bis 1956) und dem Architekten Friedrich Eugen Scholer (1874 bis 1949), einem Studienfreund von Bonatz, mit dem er seit 1910 zusammenarbeitete. In einer Veröffentlichung des Zeppelindorfes aus dem Jahr 1919 (Literaturverzeichnis 2, S. 2) ist davon die Rede, daß Scholer am Zeppelindorf „besonderen Anteil“ hat.

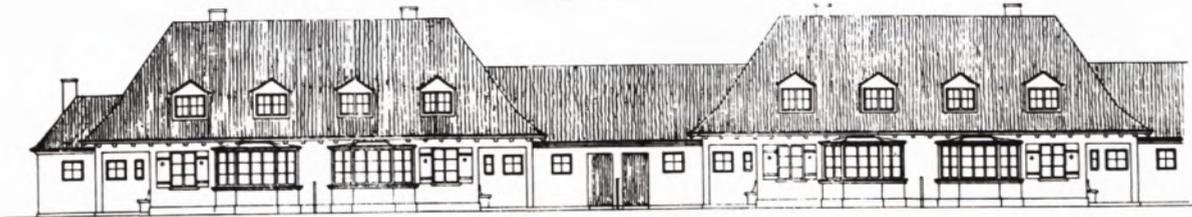
Seit 1902 war Bonatz mit der Technischen Hochschule in Stuttgart verbunden, zunächst als Assistent von Theodor Fischer, seit 1908 als dessen Nachfolger. Bonatz hatte bereits 1909 die Villa Colman, Margaretenstr. 5, in Friedrichshafen errichtet sowie das im Krieg zerstörte Portierhaus für die Luftschiffwerft. Auch nach dem Bau des Zeppelindorfes blieb er mit diesem Auftraggeber verbunden: 1916 entwarf er einen – nicht ausgeführten – Baublock mit Arbeiterreihenhäusern, im Jahr zuvor ein Ledigenheim für die Zeppelinstiftung. Paul Bonatz gehört zu den führenden deutschen Architekten im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts. Sein Hauptwerk, der Stuttgarter Hauptbahnhof, ist aus der modernen Architekturgeschichte nicht wegzudenken. Der moderne Siedlungsbau beschäftigte ihn in Friedrichshafen offenbar zum ersten Mal. Eine Nachfolge fand diese Tätigkeit 1920 in der Heimstätten-Siedlung für Stuttgart-Weilimdorf und – auf völlig anderer Grundlage – in der Beamtenwohnstadt Schükrü Saracoglu in Ankara 1944/46.

6. Zur Bedeutung der Siedlung

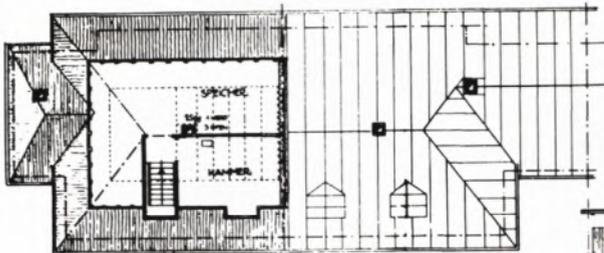
Hand in Hand mit der industriellen Revolution des 19. Jahrhunderts und dem wachsenden Bedarf an Arbeitskräften wuchs das Wohnungselend der arbeitenden Bevölkerung. Die „Mietskaserne“ wurde vor allem in den Industriezentren zum Inbegriff dieses Zustands. Bereits 1861 teilten sich bei über einem Fünftel der Berliner Bevölkerung mindestens fünf Personen ein heizbares Zimmer. Doch gab es bereits um die Mitte des 19. Jahrhunderts Vorschläge, diese unmenschlichen Verhältnisse zu bessern. So schlug Victor Aimé Huber (1800 bis 1869) 1848 „Hüttenwohnungen“ als eine in Selbsthilfe zu errichtende Bauform vor, die eine hinreichende Belichtung und Belüftung der Wohnungen ermöglichte. Auch Gemeinschaftseinrichtungen waren vorgesehen. Dieser Vorschlag wurde 1853 in der Cité Ouvrière in Mühlhausen (Elsaß) aufgegriffen und verwirklicht, während ähnliche Versuche in Deutschland scheiterten. Hier waren es vor allem die Unternehmer selber, die mit ihren Werksiedlungen eine Verbesserung der Wohnverhältnisse anstrebten, damit aber zugleich die Abhängigkeit der Arbeiter verstärkten. Bereits die älteste in Deutschland erhaltene Arbeitersiedlung – das 1844 errichtete Eisenheim bei Oberhausen – geht auf eine unternehmerische Initiative, hier der Gutehoffnungshütte, zurück. Führend unter den in dieser Richtung sozialpolitisch engagierten Unternehmern

0 3 0 4 2 3 4 5 6 7 8 9 10

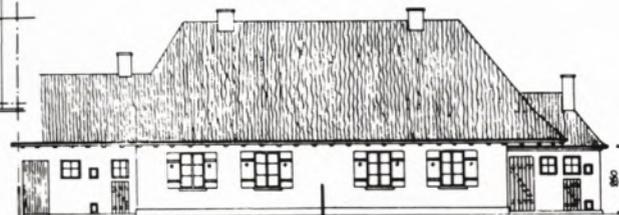
VORDER-ANSICHT.



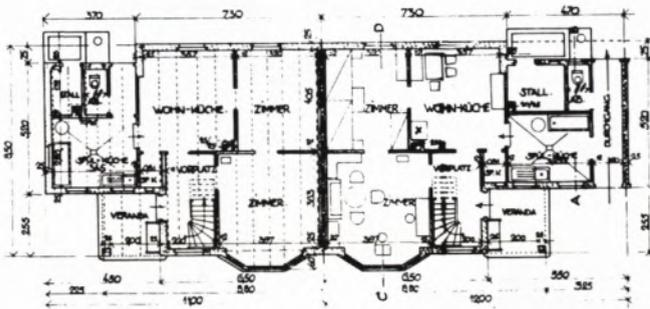
DACHSTOCK.



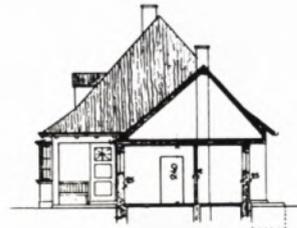
RÜCK-ANSICHT.



ERDGESCHOSS.



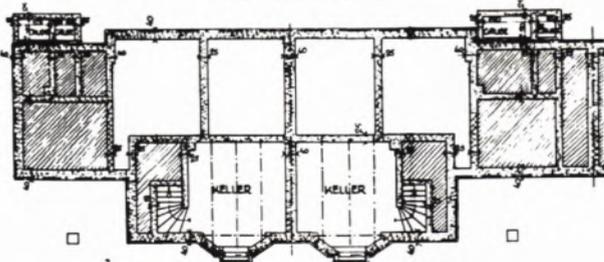
SNITT A-B.



SNITT C-D.

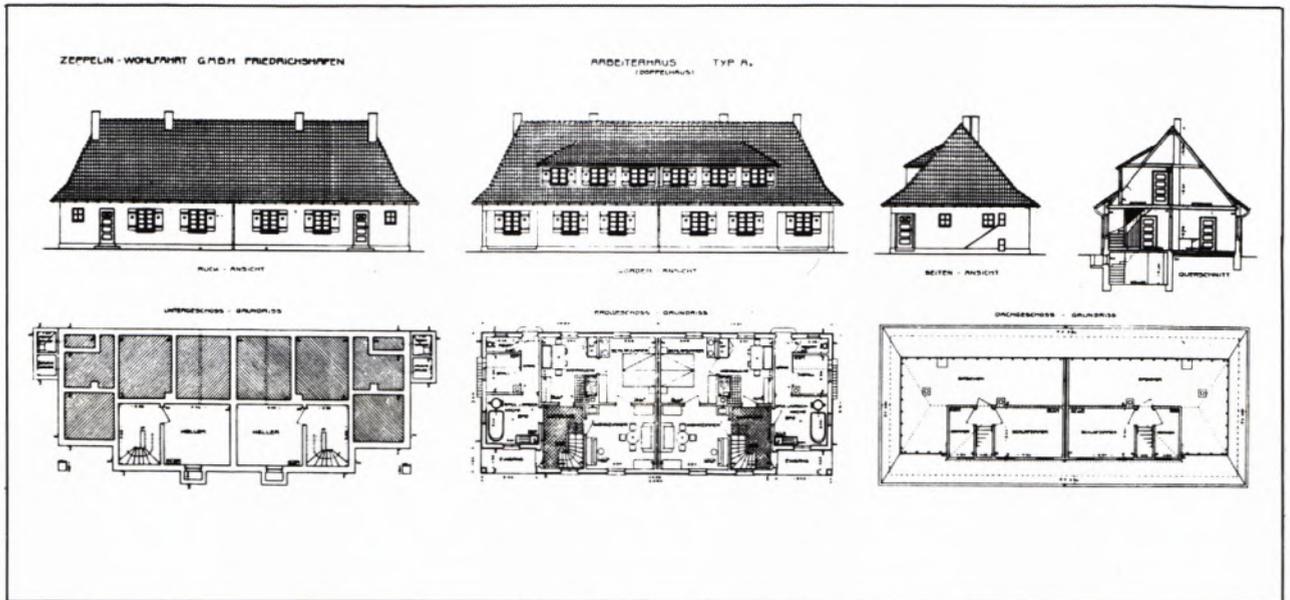


KELLER U. FUNDAMENTE.



STUTTGART, 21. FEBR. 1914.
 DIE ARCHITEKTEN :

FRIEDRICHSHAFEN, FEB. 1914.
 DIE BAUHERRSCHAFT :
 Zeppelin Wohlfahrt
 Baufabrik mit technischer Leitung.

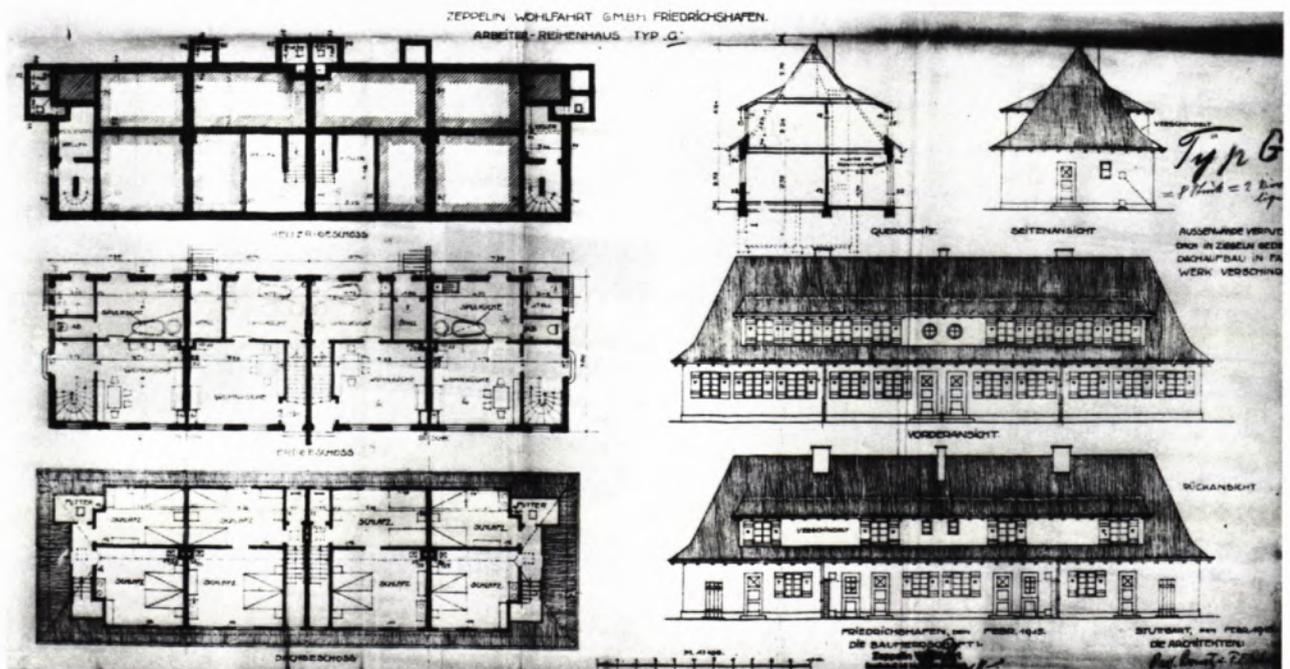


9 HAUS VOM TYP A. Breitgelagertes Doppelhaus mit dem Raumprogramm der Einzelhäuser von Typ D. (Veröffentlicht 1919.)

waren Alfred Krupp (1812 bis 1889) und dessen Sohn Friedrich Alfred (1854 bis 1902). Die 1907 begonnene Erweiterung der Kruppsiedlung Altenhof in Essen (Altenhof II) läßt sich in mehr als einer Hinsicht als Vorstufe zum Zeppelindorf bezeichnen: Straßenführungen mit Krümmungen und Versätzen, Wechsel von Doppel-, Reihen- und Einzelhäusern, zum Teil größere Gärten, unter den Häusern auch eingeschossige Bauten mit pfannengedeckten, steilen Walmdächern, Eckveranden, Putz und Fensterläden erlauben es, enge Parallelen zu ziehen. Der Planer, der 1855 in Isny geborene Robert Schmohl, hatte sich bereits in der Siedlung Altenhof I (ab 1893) unter dem Einfluß des 1889 erschienenen bahnbrechenden Buches von Camillo Sitte „Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen“ vom bis dahin im Siedlungsbau vorherrschenden Rasterplan abgewandt.

Auch die zweite große Arbeitersiedlung im Regierungsbezirk Tübingen, Gmindersdorf bei Reutlingen (ab 1903) von Theodor Fischer (1882 bis 1938), folgt diesen neuen städtebaulichen Gesichtspunkten. Doch fallen bei einem Vergleich mit dem Zeppelindorf auch wesentliche Unterschiede ins Auge. Neben dem Fehlen von Stall und großen Gärten sind dies vor allem die in Gmindersdorf besonders reichen architektonischen Motive: Fachwerk, wechselnde Dachformen mit Krüppelwalm, Giebeln, Mansarddächern usw., ferner verschiedenartige Veranden, wechselnde Fensterformate und -größen. Im Vergleich dazu ist das Formenrepertoire im Zeppelindorf von nahezu spartanischer Schlichtheit. Dieser Unterschied ist alles andere als zufällig. Vielmehr zeigen sich darin verschiedene Entwicklungsphasen mit geradezu exemplarischer Deutlichkeit. Versuchte man etwa seit 1890 dem Arbeiterhaus durch eine variations-

10 HAUS VOM TYP G. Reihenhaus mit dem Raumprogramm von Typ H in vier Einheiten. (Veröffentlicht 1919.)



reiche und oft historisierende Gestaltung einen privaten, individuellen, dem Bürgertum entlehnten künstlerischen Anspruch zu geben, so wird im Zeppelindorf die Architektur auf wenige schlichte und klar ablesbare Formen und Baumaterialien reduziert, wobei historisierende Elemente fast gänzlich entfallen. Dieser Wandel von der Formenvielfalt zur Schlichtheit, zur jeweils nur einen, ständig wiederholten Form läßt sich an zahlreichen Einzelheiten nachweisen. Als besonders charakteristisches Beispiel sei die konsequente Vereinfachung des traditionellen Korbbogens über Veranden zum geraden, verputzten Sturz im Zeppelindorf herausgegriffen.

Die Zurückführung des architektonischen Anspruchs in der Bewältigung der Bauaufgabe des Arbeiter- und Kleinbürgerhauses auf allereinfachste Grundformen vollzogen auch andere zeitgenössische Architekten, allen voran Heinrich Tessenow (1876 bis 1950). Tessenow veröffentlichte 1909 sein Buch „Der Wohnhausbau“, das 1914 bereits in zweiter Auflage erschien. Seine Entwürfe für Arbeiterreihenhäuser haben in ihrer Grundhaltung manches mit Bonatz gemein. Allein die Fenstererker in den Fassaden verknüpfen die Bonatzschen Typen noch mit der vorangehenden Stilphase. Bezeichnenderweise fehlt gerade dieses Motiv in den drei Jahre später von Bonatz entworfenen Siedlungsbauten für Stuttgart-Weilimdorf. Bonatz' Einstellung zum Bauen, wie sie sich im Zeppelindorf offenbart, wird treffend durch seine eigenen, freilich späteren Worte charakterisiert. „Das Neue wird wahrscheinlich sehr wenig auffällig sein, es wird für den oberflächlichen Beschauer, der den Blick für das Wesenhafte nicht hat, eher ein Mangel an Merkmalen festzustellen sein. Das Wesenhafte aber wird außerordentlich schlicht sein, es wird volle Übereinstimmung von Form und Inhalt zeigen und in jedem Mittel wahrhaftig sein . . .“ (Literaturverzeichnis Nr. 4, S. 834). Aber auch die Zeitgenossen erkannten diesen Wesenszug des Zeppelindorfes deutlich: 1919 werden nicht nur die „in ihrer Einfachheit ohne alle stimmungsfördernden Mittel doch so anheimelnden Kleinhäuser“ herausgestellt, sondern auch die Bedeutung für künftige Siedlungen, „für die jene sachliche Einfachheit, die sich hier von Nüchternheit so glücklich freihält, eine von der

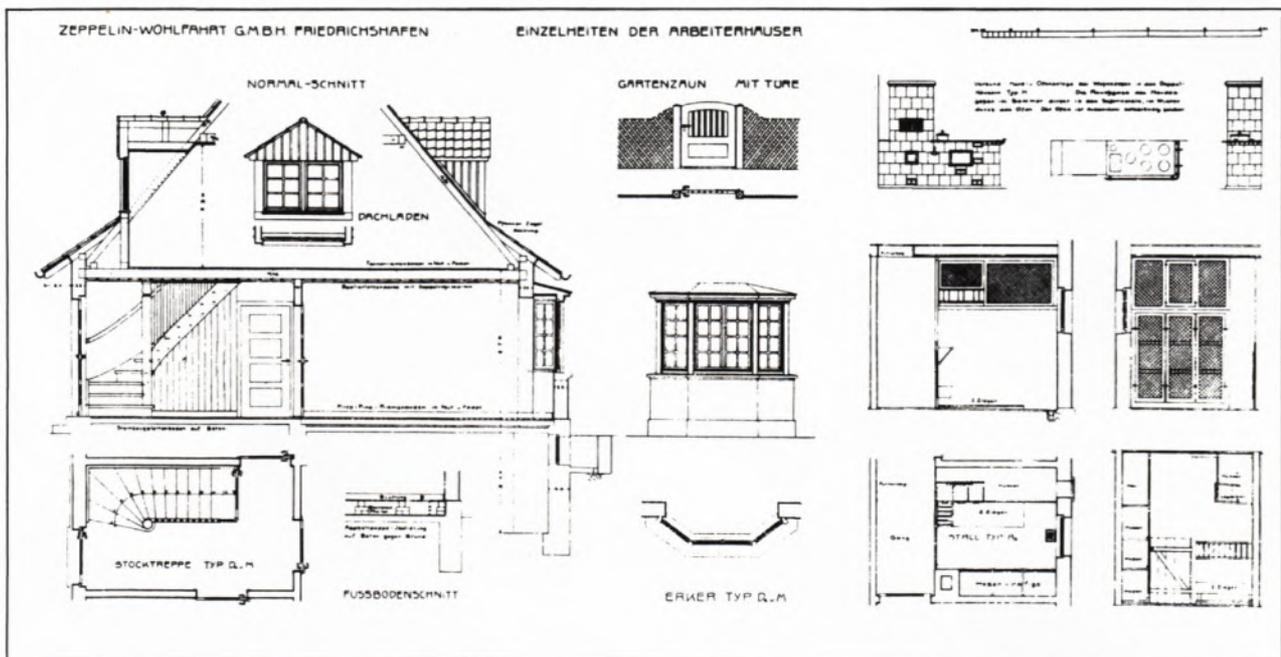
Not geforderte architektonische Kardinaltugend sein wird“ (Literaturverzeichnis Nr. 2, S. 2).

Die geschilderte „Vereinfachung“ der Architektursprache vollzog sich zu einem wesentlichen Teil unter englischem Einfluß. Der Architekt und Designer C. F. A. Voysey (1857 bis 1941) entwarf bereits in den 1890er Jahren breitgelagerte Häuser mit weit herabgezogenen großen Walm-dächern, ornamentlosen weißverputzten Außenwänden und von geraden Stürzen überdachten Eingangsbereichen – allerdings nicht für Arbeitersiedlungen. Doch bieten sich auch einheimische Vorbilder wie etwa die gerade in Oberschwaben häufigen verputzten Walmdachhäuser des späten 18. Jahrhunderts an. England war aber auch beispielgebend für die Verbindung von Haus und Garten im Siedlungsbau. 1875 wurde dieser Gedanke in Bedford Park bei London zum ersten Mal verwirklicht und bald darauf (1879) in Bournville bei Birmingham und Port Sunlight bei Liverpool auf reine Arbeitersiedlungen übertragen. Von hier aus nahm die Gartenstadtbewegung ihren Ausgang, die in England mit Letchworth (ab 1903) und in Deutschland mit Hellerau bei Dresden (ab 1909) zu groß angelegten städtebaulichen Konzeptionen vorstieß.

Zusammenfassend lassen sich für die Bedeutung des Zeppelindorfes folgende Gesichtspunkte anführen:

1. Innerhalb der Arbeitersiedlungen Deutschlands zeichnet sich das Zeppelindorf durch die großzügig bemessenen Grundstücke und die sich daraus ergebende außergewöhnliche siedlungsbauliche Weiträumigkeit aus.
2. Das Zeppelindorf verkörpert aufgrund dieser Großzügigkeit das „Cottage-System“ in Deutschland in einer sonst kaum verwirklichten Reinheit: Kleinwohnung mit Stall und Garten für Gemüse und Obst. Motiv dafür war sicher nicht so sehr die sonst viel berufene „Befreiung von der Großstadt“, sondern die Gewinnung von Arbeitern aus dem rein ländlich und landwirtschaftlich orientierten Bodenseegebiet und die Erhaltung dieser Arbeiter auch in Krisenzeiten.
3. Für die Geschichte des Kleinwohnungsbaus ist von besonderer Bedeutung, daß alle Haustypen mit einer Badegelegenheit ausgestattet sind. Dies ist für die Zeit vor dem

11 DETAILS DER ARBEITERHÄUSER. Die abwechslungsreiche Kombination weniger gleichartiger Gestaltungselemente trägt entscheidend zum architektonischen Reiz der Siedlung bei.



ersten Weltkrieg völlig ungewöhnlich und deshalb um so fortschrittlicher.

4. Architekturgeschichtlich vertritt das Zeppelin Dorf nicht nur beispielhaft, sondern in künstlerischer Reife die Wende zu einfachen, schlichten und klaren Bauformen, wie sie von führenden Architekten Deutschlands im Jahrzehnt vor dem ersten Weltkrieg vollzogen wurde.

5. Innerhalb des Werkes von Paul Bonatz und Friedrich Eugen Scholer nimmt das Zeppelin Dorf als einzige reine Arbeitersiedlung eine herausragende Stellung ein. Für die von Bonatz selbst formulierte Auffassung vom Bauen ist es in besonderer Weise exemplarisch.

6. Das Zeppelin Dorf führt nicht nur den Siedlungs- und Kleinwohnungsbau an der Schwelle des ersten Weltkrieges mit besonderer Eindringlichkeit vor Augen, sondern besitzt aufgrund seiner trotz sparsamster Mittel erreichten künstlerischen Qualität auch für das Selbstverständnis der heutigen Architektur eine wesentliche Bedeutung.

Diese Gründe rechtfertigen es nach der Auffassung des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg, das Zeppelin Dorf als Gesamtanlage nach § 19 Denkmalschutzgesetz zu schützen.

Nach Abschluß des Gutachtens teilte Herr Norbert Schlegel aus Altshausen dem Verfasser in dankenswerter Weise folgende Tatbestände mit:

Die Geburtsstunde des Zeppelindorfes war die denkwürdige Feier des 75. Geburtstages des Grafen Zeppelin am 8. Juli 1913. Im Anschluß an einen Fackelzug der Friedrichshafener Bevölkerung gab Graf Zeppelin ein Bankett für 600 Arbeiter im Saale des Buchhorner Hofes. Am Ende dieser Veranstaltung verkündete der Graf seiner treuen Arbeiterschaft den Bau einer Arbeitersiedlung. In den Memoiren des Direktors Alfred Colsman „Luftschiff voraus!“ (Stuttgart/Berlin 1933, S. 137 f.), finden sich dazu folgende Ergänzungen: „Als Graf Zeppelin mich an seinem 75. Geburtstag beim abendlichen Kommers im ‚Buchhorner Hof‘ fragte, was er den Arbeitern sagen solle, schlug ich den Bau einer Arbeitersiedlung vor, wobei daran zu denken sei, daß die Häuser später als freies Eigentum von den Arbeitern unter günstigen Bedingungen erworben werden könnten. Aus diesem Vorschlag entstand das Zeppelin Dorf, dessen Bau, der noch im gleichen Jahre begonnen wurde, Professor Bonatz in Stuttgart übernahm.“

An das vom Grafen Zeppelin gegebene Versprechen, daß die Häuser des Dorfes Eigentum der Arbeiter werden sollten, bin ich in den stürmischen Nachkriegszeiten von den Führern der Arbeiterschaft oft erinnert worden. Nach den

einschneidenden Änderungen, die Krieg, Revolution und Inflation in den Wertverhältnissen hervorriefen, konnte ich mich zur Einlösung des Versprechens aber nicht mehr entschließen; ich fürchtete auch die Einheitlichkeit der Siedlung durch Verkäufe zu stören.“

Im gleichen Buch zeigt eine bei Seite 161 abgebildete Luftaufnahme aus dem Jahr 1915 das weitgehend vollendete Zeppelin Dorf vor dem Hintergrund des Geländes der Luftschiffwerft an allen Seiten von nahezu unbebautem Gelände umgeben.

Literatur:

1. Das Zeppelin Dorf, herausgegeben von der Zeppelin-Wohlfahrt GmbH, Friedrichshafen a. B., zweite Auflage 1919.
2. G. K. zu neueren Arbeiten von Paul Bonatz. In: *Moderne Bauformen XVIII*. Jg. 1919, S. 1–24.
3. Das Zeppelin Dorf der Zeppelin-Wohlfahrt GmbH in Friedrichshafen a. B. In: *Zeitschrift für Wohnungswesen*, 12. Heft, 1918, S. 123–125.
4. Paul Bonatz: Welchen Weg geht die deutsche Baukunst? In: *Baugilde XV*, 1933, S. 833–835.
5. Ebenezer Howard: *Gartenstädte von morgen*. Frankfurt/M./Wien 1968 (Neuaufgabe der deutschen Erstausgabe von 1907).
6. Roland Günter: Krupp und Essen. In: *Das Kunstwerk zwischen Wissenschaft und Weltanschauung*, herausgegeben von Martin Warnke, Gütersloh 1970, S. 128–174.
7. *Landeskonservator Rheinland: Arbeitsheft 3, Arbeitersiedlungen 2*, zweite Auflage Köln 1975.
8. Kristiana Hartmann: *Deutsche Gartenstadtbewegung*. München 1976.
9. Gerda Wangerin: *Gerhard Weiss, Heinrich Tessenow*. Essen 1976.
10. Paul Bonatz 1877–1956. *Stuttgarter Beiträge*, Heft 13, 1977.
11. Gabriele Howaldt: *Gmindersdorf in Reutlingen, Baden-Württemberg. Geht ein Kulturdenkmal unter?* In: *Deutsche Kunst- und Denkmalpflege*, 35. Jg., 1977, S. 75–88.
12. C. F. A. Voysey: *architect and designer 1857–1941*. Ausstellungskatalog London 1978.

Dr. Hubert Krins

*LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Schönbuchstraße 50
7400 Tübingen 1*

1 WARENHAUS KNOPF
in Karlsruhe. Die Fassade zur
Kaiserstraße. Abbildung aus
dem Jahre 1915.



Eberhard Grunsky: Das ehemalige Warenhaus Knopf (heute Karstadt) in Karlsruhe

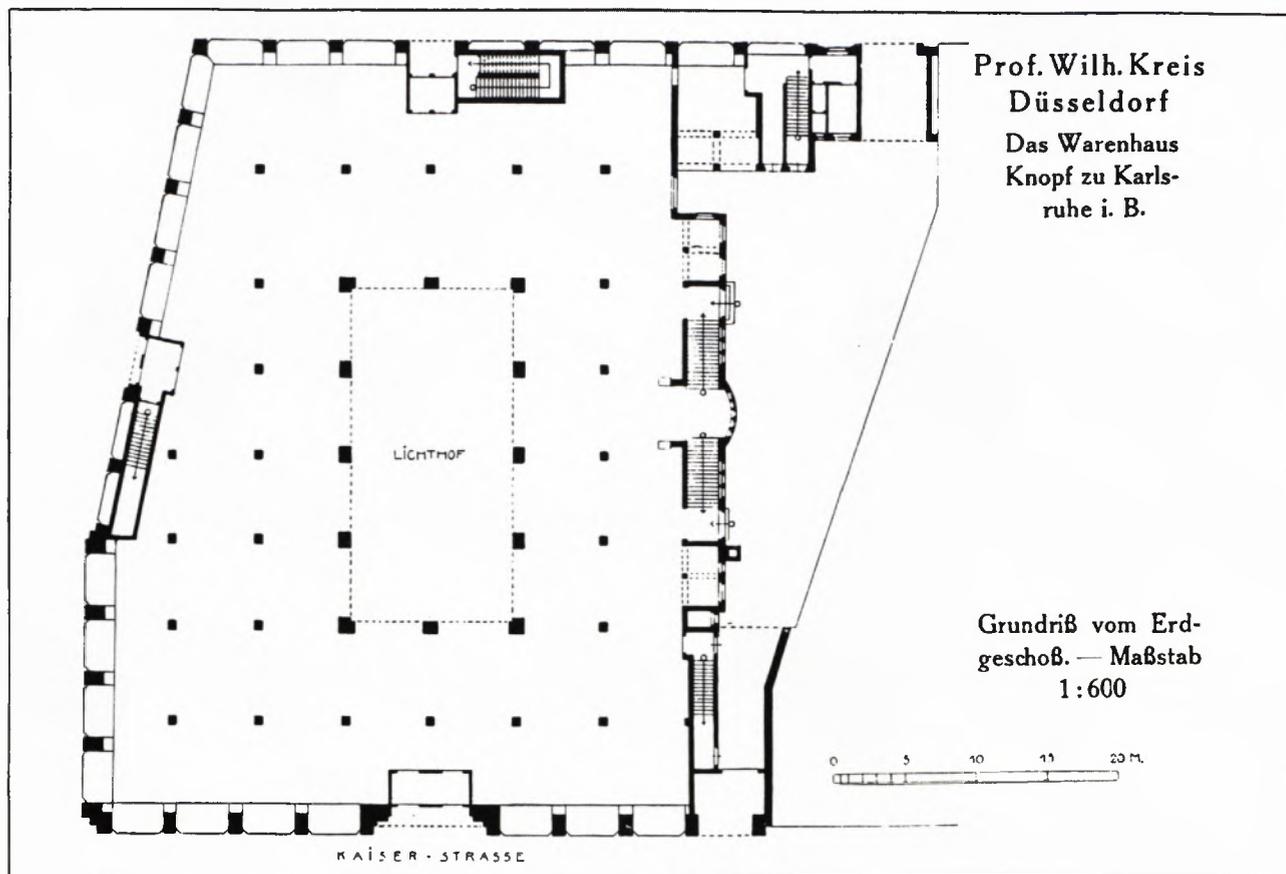
Aktueller Anlaß zur Würdigung des Karlsruher Hauses der Karstadt AG ist ein seit 1971 in Planung befindliches Erweiterungs- und Umbauvorhaben, mit dem erhebliche Eingriffe in die Substanz des Hauses zu erwarten sind. Der Verfasser, der sich in anderen grundlegenden Beiträgen mit der Geschichte der Warenhausarchitektur beschäftigt hat, will mit dem vorliegenden Aufsatz an einem wesentlichen Beispiel im Lande die Bedeutung dieses Gebäudetyps als Kulturdenkmal einer breiteren Öffentlichkeit darstellen.

Das Warenhaus, in Herders Konversationslexikon 1907 knapp und treffend als „großkapitalistisches Detailhandels-geschäft“ definiert, entstand als wesentlicher Faktor des wirtschaftlichen Konzentrationsprozesses im 19. Jahrhundert. Die ersten Geschäfte des neuen Typs wurden in den fünfziger und sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts in Paris und in den großen Städten Englands und der USA gegründet. Die Basis für ihren überragenden Erfolg bildeten das revolutionierende Geschäftsprinzip „großer Umsatz – kleine Preise“ und die stetige Ausweitung des Sortiments. Im Gegensatz zu den zeitgenössischen Gepflogenheiten wurden die Waren nach festgesetzten, deutlich sichtbar ausgezeichneten Preisen verkauft. Die Kunden konnten sich im Laden über Waren und Preise informieren, ohne einem Kaufzwang zu unterliegen. Für gekaufte Waren wurde ein großzügig gehandhabtes Umtauschrecht eingeräumt. Das geradezu atemberaubende Entwicklungstempo in der Gründungsphase der Warenhäuser hat Emile Zola höchst eindrucksvoll und historisch zuverlässig in seinem Roman „Au bonheur des dames“ (deutsch: „Paradies der Damen“) geschildert. In Deutschland setzte eine entsprechende Entwicklung des Einzelhandels erst gegen 1880 ein. Zu den führenden Unternehmen wie A. Wert-

heim in Berlin, Hermann Tietz (heute Hertie), Leonhard Tietz (heute Kaufhof), Theodor Althoff und Rudolph Karstadt (die 1920 zur Karstadt AG fusionierten), Gebrüder Brasch und S. Wronker & Co. gehörte auch die Warenhausgruppe Knopf. Unter den Firmennamen Geschwister Knopf, M. Knopf und S. Knopf bestanden 1906 Geschäfte in Bruchsal, Colmar, Freiburg, Karlsruhe, Luxemburg, Pforzheim, Rastatt, Ravensburg, Saargemünd, Straßburg, Stuttgart und zehn weitere in der Schweiz.

Für das Karlsruher Warenhaus Knopf wurde 1912 bis 1914 von Wilhelm Kreis (1873 bis 1955) ein monumentaler Neubau errichtet. Den Planungsauftrag erhielt der Düsseldorfer Architekt als Ergebnis eines engeren Wettbewerbes. Die örtliche Bauleitung hatte der Einheimische Camillo Frey übernommen. Für den Neubau stand ein etwa 3000 Quadratmeter großes Grundstück in attraktiver Geschäftslage zwischen Kaiserstraße, Lammstraße und Zähringerstraße zur Verfügung.

In seiner Grundstruktur folgt das Gebäude einem fest umrissenen Bautyp, der sich im späten 19. Jahrhundert ausgebildet hat. Der Wunsch nach großen, ungeteilten Verkaufsräumen führte zu Pfeilerkonstruktionen ohne tra-



3 WARENHAUS KNOPF. Von der Ecke Lamm- und Zähringerstraße aus bot sich einst dieser Anblick der Fassade zur Zähringerstraße.

gende Wände. Neue Baumaterialien und Konstruktionsmethoden (Stahl und Eisenbeton) machten übersichtliche Hallen möglich, die durch nur wenige Stützen unterteilt waren (Abbildung 1). Die beträchtlichen Gebäudetiefen ließen eine ausreichende Belichtung des Inneren allein durch die Fenster der Fassaden nicht zu. Deshalb wurden die Warenhäuser in der Regel um zentrale, glasüberdachte Innenhöfe gruppiert. Die oberen Verkaufsetagen umgaben diese Lichthöfe als Galerien. Wichtiger als der praktische Zweck des Lichthofes wurde für die weitere Entwicklung seine Funktion als Repräsentations- und Orientierungszentrum. Mit ihm war meist die große, offene Hauptverkehrsstreppe verbunden. In Karlsruhe wurde sie wegen Lage und Zuschnitt des Grundstückes nicht wie üblich in einer Achse mit dem Haupteingang und dem Lichthof angelegt.

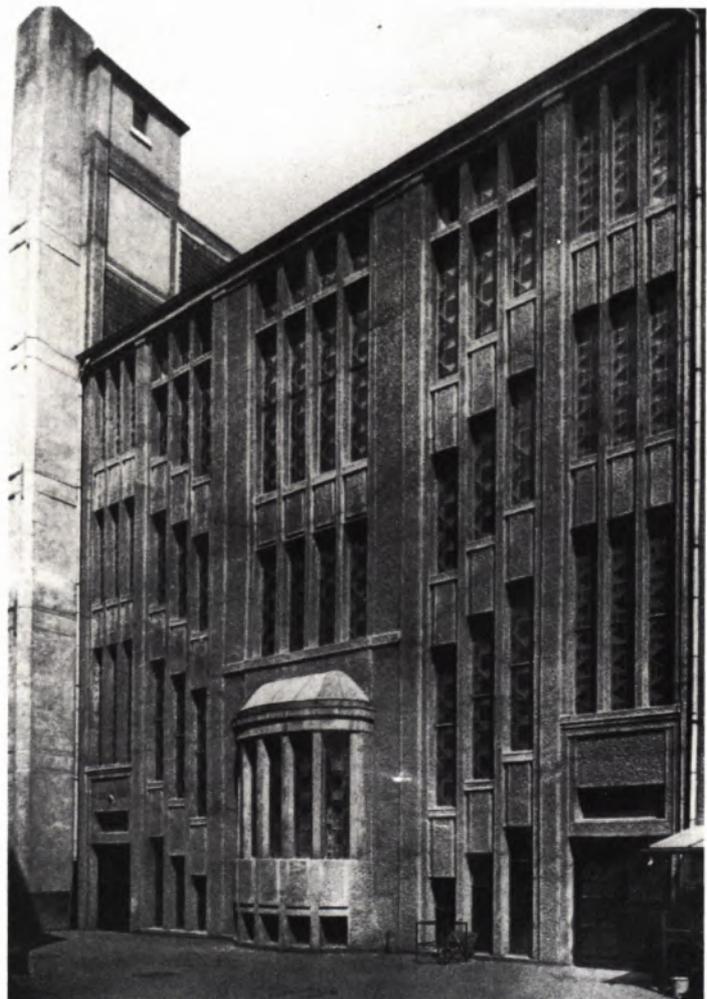
Das Raumprogramm des Karlsruher Beispiels entspricht weitgehend dem Schema, das in der deutschen Warenhausarchitektur üblich war: Der Keller war Betriebsräumen vorbehalten; hier waren technische Einrichtungen und Warenlager untergebracht. Das Erdgeschoß und drei Obergeschosse dienten als Geschäftsräume. In größeren Warenhäusern gab es von den allgemeinen Verkaufshallen getrennte Säle für besondere Warengruppen und „zur Erholung des Publikums“ (Modesalons, Lebensmittelabteilungen, Teppichsäle, Erfrischungsräume etc.). Im obersten Geschoß befanden sich Büros, Personalräume und zusätzliche Lagerflächen.

Die Gliederung der Baumassen hat Wilhelm Kreis mit Bezug auf die städtebauliche Situation differenziert. Die Hauptfront zur Kaiserstraße nimmt ein fünfgeschossiger,

neun Achsen breiter und vier Achsen tiefer Quertrakt ein (Abbildung 2). Der in seiner Fläche größere rückwärtige Teil des Gebäudes ist viergeschossig, wobei die oberste Etage hinter die Baufucht zurückgesetzt ist. Diese Höhenstaffelung, die auf die Nachbarbebauung zur Entstehungszeit des Warenhauses Rücksicht nimmt, dürfte aus örtlichen Bauvorschriften resultieren.

Auch in der architektonischen Gestaltung ist zwischen dem Flügel an der Kaiserstraße und den Seitenfassaden deutlich unterschieden. Am Haupttrakt werden die Schaufenster von kräftigen kannelierten Pfeilervorlagen eingefasst, die in der Höhe des ersten Obergeschosses ursprünglich von steinernen Vasen bekrönt wurden. Über dieser Sockelzone werden die drei oberen Verkaufsetagen durch schlanke, paarweise angeordnete Fensterbahnen zusammengefaßt. Als hohes Friesband mit Ovalfenstern und figürlichen Reliefs ist das abschließende Bürogewölb ausgebildet. Über einem markanten, sorgfältig detaillierten Kranzgesims wird der Baukörper durch ein verschiefertes Walmdach überdeckt. Die Mittelachse ist als Rücksprung betont. Eine breite Attika und ein flacher Giebel verklammern die beiden Fassadenhälften. Die klare Gliederung des Aufzuges in Sockel-, Wand- und Gebälkzone, der beherrschende Mittelgiebel, die ornamentalen Details und die von Hermann Binz aus Karlsruhe ausgeführte Bauplastik bestimmen den neoklassizistischen Habitus des Haupttraktes.

Die Seitenfassaden zeigen eine entschiedene Vertikalstruktur (Abbildung 3). Vom Straßenniveau bis über das zweite Obergeschoß ragen die Hauptpfeiler auf. Über einem knappen Gesims setzen sie sich als Pfeiler einer Balustrade fort,



4 WARENHAUS KNOPF. Das Foto von 1915 zeigt die Fensterwand zum Wirtschaftshof.



5 WARENHAUS KNOPF.
Blick in den Lichthof.

die dem zurückgesetzten dritten Obergeschoß vorgelagert ist. Dreibahnige, durch Zwischenstäbe unterteilte Fensterfelder, die zwei Obergeschosse zusammenfassen, nehmen die Intervalle zwischen den Pfeilern ein. Noch prägnanter ist der Vertikalismus im Wirtschaftshof an der viergeschossigen Fensterwand ausgebildet, die das Haupttreppenhaus belichtet (Abbildung 4). Wie in Führungsschienen sind die Brüstungselemente der Treppenläufe und Podeste zwischen die Hauptpfeiler und das gliedernde Stabwerk eingefügt.

Das heutige Karstadt-Haus ist eines der wenigen Beispiele, bei denen nicht nur durch die Fassaden der Bautyp des Warenhauses aus dem frühen 20. Jahrhundert noch präsent ist. Auch im Inneren ist das ursprüngliche konstruktive und räumliche Gefüge weitgehend erhalten. Die sorgfältig gestaltete, in kostbaren Materialien ausgeführte Ausstattung ist freilich einer eher provisorischen Innendekoration gewichen. Das Zentrum des Hauses bildet der zwei mal vier Rasterfelder große Lichthof (Abbildung 5), zu dem sich die Verkaufshallen der drei oberen Etagen als allseitig umlaufende Galerien öffnen. Gedrungene Pfeiler tragen die jetzt verputzten Brüstungen des ersten Obergeschosses, die

ehemals als intarsiengeschmücktes Marmorband den Raum umgaben. In den beiden oberen Stockwerken wurden die bronzenen Stabgeländer, die an den Rückseiten der schlanken Stützen angefügt waren, durch eine Verblendung aus gewellten Asbestzementplatten ersetzt. Statt der bestehenden flachen Decke diente ursprünglich eine gläserne Segmentbogentonne als Oberlicht. Die Marmorbalustrade des ersten Absatzes der Haupttreppe und Reste des bronzenen Treppengeländers vermitteln noch einen Eindruck der früher noblen Ausstattung. Von den repräsentativen Räumen soll hier noch der zwei Geschosse hohe, in dunklem Holz mit reichen Schnitzereien vertäfelte Teppichsaal vorgestellt werden, der nicht mehr erhalten ist (Abbildung 6).

Eine konsequente Entwicklungsreihe deutscher Warenhausarchitektur, in die das Karlsruher Beispiel einzuordnen ist, beginnt mit Alfred Messels (1853 bis 1909) Bauten der Firma A. Wertheim in Berlin. Bei dem ausgedehnten Komplex des Wertheim-Hauses zwischen Leipziger Straße, Leipziger Platz und Voßstraße, der zwischen 1896 und 1904 in drei Abschnitten ausgeführt wurde, hat Messel die Pfeilerstruktur des konstruktiven Gerüsts an den Fassaden in

eine beherrschende Vertikalgliederung übersetzt. Als Vorstufe für das Warenhaus Knopf ist vor allem der 1904 errichtete Eckbau am Leipziger Platz wichtig (Abbildung 7). Über einer offenen Arkadenhalle hat Messel in den Obergeschossen die Wandflächen zwischen den Hauptpfählern durch eng gereihtes Stabwerk zu schmalen Fensterbahnen aufgelöst, die in einem bekrönenden Maßwerk enden. Die anspruchsvolle Architektur und das Pathos des Altehrwürdigen, das in der gotisierenden Formensprache seinen Ausdruck gefunden hat, haben einen angemessenen Abschluß des Warenhauses zum Platz geschaffen und gleichzeitig die repräsentative Funktion des Bautraktes anschaulich dargestellt, die seine exklusive Gestaltung rechtfertigte: über der Arkadenhalle war der drei Geschosse hohe Teppichsaal eingerichtet.

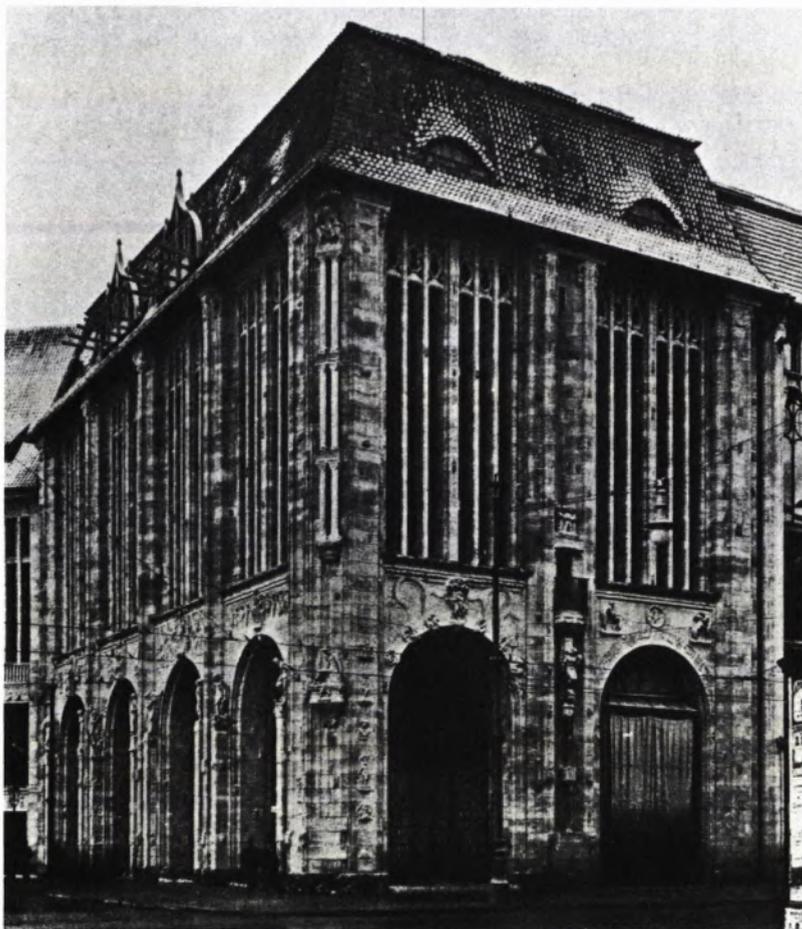
Den nächsten bedeutenden Abschnitt für die weitere Entwicklung markiert das Düsseldorfer Haus der Leonhard Tietz AG, das 1907 bis 1909 nach Plänen von Joseph Maria Olbrich (1867 bis 1908) ausgeführt wurde (Abbildung 8). Durch den Verzicht auf historisierendes Dekor hat Olbrich die Anregung von Messel „in eine noch reinere, klarere Schöpfung verwandelt und dadurch über das Vorbild hinaus gesteigert“, so stellte Joseph August Lux 1919 in seiner Olbrich-Monographie fest. Nach der zeitgenössischen Kritik hatte der Bau deshalb große Bedeutung, weil „mit den Mitteln und Fähigkeiten unserer Gegenwart ein

Monumental- und Prachtbau errichtet werden konnte, in dem die Vergangenheit, der Mittel und Fähigkeiten doch entsprungen sind, überwunden scheint“.

Der dominierende Einfluß, den Olbrichs Tietz-Haus in den folgenden Jahren ausübte, läßt sich durch eine Fülle von Beispielen belegen. Wilhelm Kreis hat sich mit Olbrichs Variante der Messelschen Konzeption in mehreren Bauten und Entwürfen auseinandergesetzt. Von 1910 an errichtete er außer dem Karlsruher Bau folgende Warenhäuser: Theodor Althoff in Dortmund (1910/11) und Essen (1911/12), Leonhard Tietz in Elberfeld (1911/12), H. & C. Tietz in Chemnitz (1912/13), Leonhard Tietz in Köln (1912/14) und Jakob Dhein in Krefeld (1914/15). Lediglich bei dem Krefelder Haus hat Kreis auf die charakteristische Vertikalgliederung der Fassaden verzichtet. Alle anderen Beispiele stehen unverkennbar in der Nachfolge Olbrichs beziehungsweise Messels. Freilich hat Kreis die Vorbilder in seinen Bauten zu durchaus selbständigen, jeweils individuellen Lösungen weiterentwickelt. Charakteristische Einzelmotive des Karlsruher Hauses finden bei anderen Warenhäusern des Architekten ihre Vorstufen oder Parallelen. In der Grunddisposition vergleichbar, im Detail deutlich abweichend, hat Kreis in Elberfeld und bei einem Konkurrenzentwurf (1911) für das Kölner Tietz-Haus die Mittelachsen der Hauptfronten etwas zurückgesetzt und in der Dachzone die seitlichen Fassadenpartien

6 WARENHAUS KNOPF. TEPPICHSAL. *Einer der reich gestalteten, repräsentativen Räume, der nicht mehr erhalten ist.*





7 BERLIN. WARENHAUS WERTHEIM.
Eckbau am Leipziger Platz. 1904 von Alfred
Messel errichtet.

7

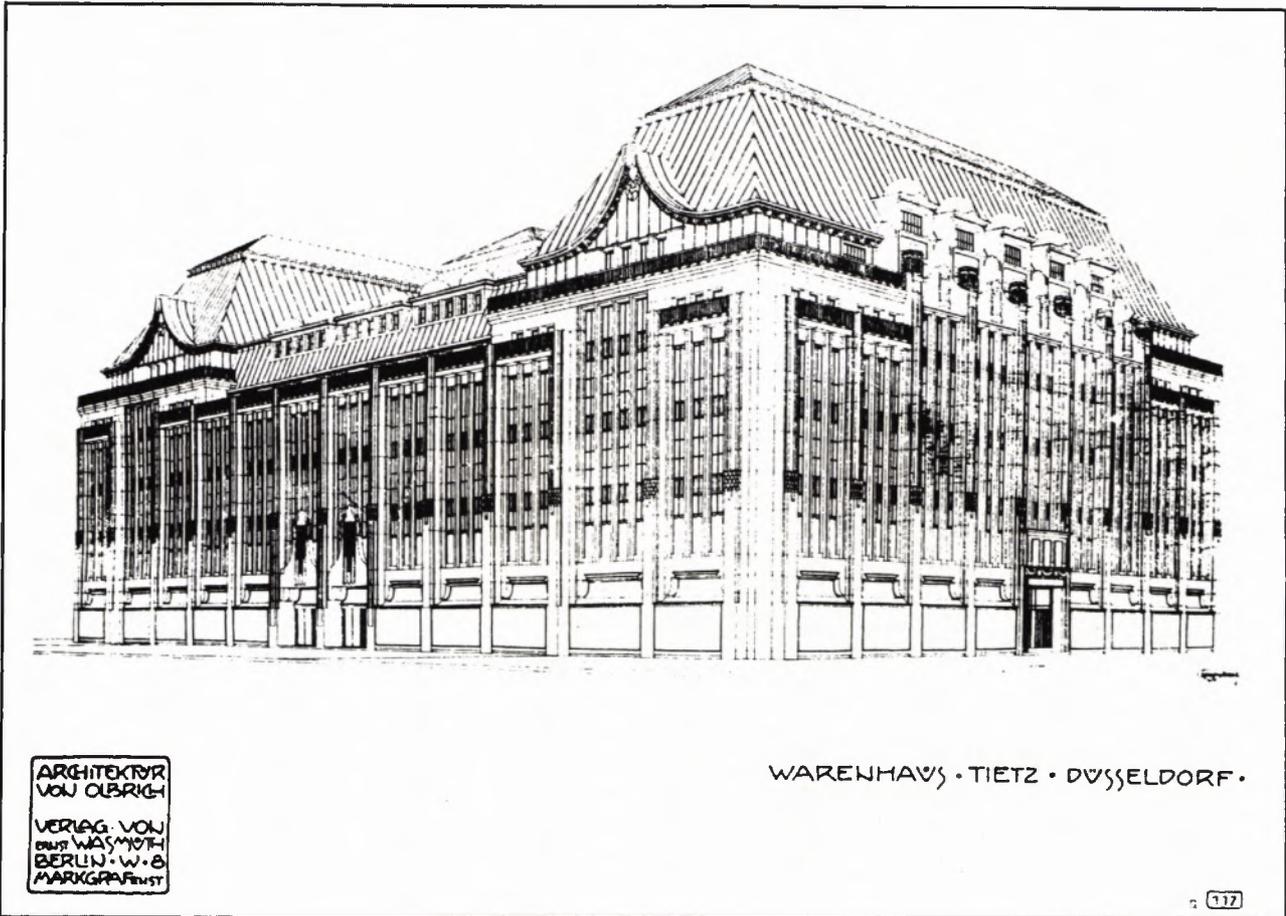
8 DÜSSELDORF. WARENHAUS
LEONHARD TIETZ. Olbrichs Vorentwurf
für den 1907 bis 1909 ausgeführten Bau.

durch einen übergreifenden Giebel verklammert. Pfeilervorlagen, die in der Höhe des ersten Obergeschosses von Steinvasen bekrönt werden, begegnen an einem Seitentrakt des Elberfelder Tietz-Hauses. Der Büroetage des Karlsruher Baues nahe verwandt, ist das oberste Verkaufsgeschoß am Kölner Hauptgeschäft der Leonhard Tietz AG als hohe Frieszone mit Rundfenstern und figürlichen Reliefs ausgebildet (Abbildung 9).

Wilhelm Kreis hat das Verhältnis seiner Bauten zu den Vorbildern von Messel und Olbrich 1912 selbst formuliert: seine Konzeption „unterscheidet sich prinzipiell von der Messelschen als auch von der Olbrichschen Art, indem ich davon ausgehe, dem Haus einen festen Horizontalabschluß zu geben, um dadurch das Haus in Einklang zu bringen mit unserer gesamten übrigen Bauweise, während Messel und Olbrich vom System der Gotik ausgingen und die Horizontalbetonung eines Hauptgesimses aus diesem Grund weglassen. Welches System das richtige ist, muß ich natürlich der Nachwelt überlassen. Ich glaube aber, daß mein System sich harmonisch unserer Zeitströmung einfügt, welche der Gotik abgewendet ist und in der Horizontalbetonung der Dachabschlüsse die Möglichkeit sieht, wieder ruhige Stadtbilder zu schaffen. Um aus dem Wirrwarr der unabgedeckten Vertikalen herauszukommen, meide ich durchaus nicht die Vertikale . . . Prinzipiell stehe ich auf dem Standpunkt, daß, je energischer die Vertikale betont wird, um so energischer auch die horizontale Bindung sein muß. Mit allem Gesagten soll keine Kritik an dem hochverehrten Altmeister Messel geübt, sondern nur gesagt werden, aus welchen Gründen ich ganz bewußt nicht in seine Fußstapfen trete, sondern versuche, nur die Konstruktion der Pfeiler zu erhalten und im übrigen zu einem klassischen und einheit-

lichen Ergebnis zu gelangen.“ Von diesem Ansatzpunkt aus scheint die Entwicklung zum Neoklassizismus des Karlsruher Hauses völlig konsequent zu sein.

Allein durch Formvergleiche der Fassadengestaltung kann die architekturgeschichtliche Einordnung des Warenhauses Knopf nicht hinreichend deutlich werden. Eine genauere Analyse der Bauten von Olbrich und Kreis zeigt fundamentale Unterschiede im jeweiligen Verhältnis zwischen konstruktiver und räumlicher Struktur und der Gliederung des Außenbaues. Olbrich hat die Pfeilerstellungen der Fassaden konsequent aus dem Rastersystem der Betonkonstruktion entwickelt. Die wichtigsten Gliederungselemente des Äußeren sind vom Grundriß abgeleitet: An den beiden Schmalseiten werden, der Tiefe des großen Lichthofes entsprechend, die fünf mittleren Fensterbahnen hervorgehoben; die vierteiligen Fensterfelder unter den flankierenden Giebeln der Längsfront korrespondieren mit der Breite der beiden seitlichen Lichthöfe; das Doppelportal des Haupteinganges nimmt die Breite des mittleren Lichthofes auf. Ähnliche Beziehungen zwischen innen und außen sind beim Warenhaus Knopf nicht zu beobachten. Für Kreis war die mehrere Geschosse übergreifende Vertikalgliederung offensichtlich ein formales Motiv, das den Bau für jedermann sichtbar als Warenhaus ausgewiesen hat. Gleichzeitig hat der Architekt, wie Karl Widmer in der Zeitschrift „Moderne Bauformen“ 1915 festgestellt hat, „in diesem Werk seine Formensprache der Stimmung Weinbrennerscher Bauten angepaßt, um den künstlerischen Zusammenhang mit der großen Tradition der älteren Karlsruher Baukunst zu wahren . . . Den Ausgleich zwischen dem modernen Konstruktionsprinzip und dem an sich wesensfremden Geist des Empire fand Kreis nun, indem er die Pfeiler nicht als



solche betonte, sondern durch eine schlichte und flächige Behandlung dem Flächenprinzip des Weinbrennerstils möglichst nahe brachte.“

Nicht nur bei der Fassadengestaltung hat Kreis auf Olbrichs Konzeption zurückgegriffen. Auch der Lichthof zeigt deutliche Anklänge an das Düsseldorfer Vorbild. Die gleiche Feststellung gilt für ein bezeichnendes Grundrißdetail: Vom Vorraum des Seiteneinganges an der Lammstraße führt eine einläufige Stiege ins erste Obergeschoß hinauf (Abbildung 1). Diese Lösung ermöglichte für die feuersichere Treppe einen unmittelbaren Ausgang ins Freie, der baurechtlich gefordert war, ohne die Schaufensterreihe durch zusätzliche Portale zu unterbrechen. Auch bei seinen Warenhäusern in Essen und Köln hat Kreis dasselbe Problem ähnlich gelöst.

In der fortschreitenden Monumentalisierung, die in der deutschen Warenhausarchitektur von der Jahrhundertwende bis zum Ersten Weltkrieg abzulesen ist und die in den Bauten von Kreis ihren Höhepunkt findet, wird die Abhängigkeit der stilistischen Entwicklung von wirtschaftlichen Faktoren offenkundig. Die Unternehmen konzentrierten sich in ihrer Gründungs- und ersten Expansionsphase darauf, zuvor nicht ausgeschöpfte Kaufkraft der Bevölkerungsschichten mit niedrigem Einkommen zu erschließen. Die Grenzen dieses Marktes waren in den ersten Jahren nach 1900 erreicht. Auf dem Niveau billiger Massenartikel konnten die notwendigen Umsatzsteigerungen nicht beliebig fortgesetzt werden. In der zeitgenössischen Warenhausliteratur wurde deshalb betont, daß die Unternehmen „sich nicht nur der Kundschaft des Mittelstandes, sondern auch hochstehender Kreise“ versichern mußten. Für die Geschäfte wurde es zur zwingenden Notwendigkeit ihrer Expansionsstrategie, Waren besserer Qualität in ihr Sortiment

aufzunehmen. Im Dienste des wirtschaftlichen Erfolges wurde der Architektur eine dominierende Rolle zuerkannt. Anspruchsvolle Bauten sollten die Warenhäuser von ihrem herkömmlich schlechten Ruf befreien, daß ihr Angebot „den ganzen Surrogatenrummel nach dem Geschmack der großen Massen“ vereinte. In einer 1906 erschienenen Publikation über Geschichte und Entwicklung der Warenhäuser wird es von Otto Erich von Wussow als eine große Errungenschaft gefeiert, „daß diese mit äußerster Intelligenz organisierten Betriebe einen kulturellen Fortschritt bringen, der sich schon jetzt in der architektonischen Ausgestaltung der Warenhäuser unzweideutig ausspricht. Und es ist kaum anders denkbar, als daß solche mit durchaus künstlerischen Absichten ausgestalteten Warenhäuser auch nach und nach in der Form und Auswahl ihrer Waren eine Steigerung des Geschmacksniveaus herbeiführen und damit erzieherisch auf das große Publikum einwirken.“ Der Wirtschaftswissenschaftler Julius Hirsch hat 1910 „die großen Geschäftspaläste . . . an sich eine äußerst zugkräftige Reklame“ genannt. Beim Warenhaus Knopf kommt in dem Bezug auf die Formensprache der Weinbrennerzeit nicht nur der Versuch zum Ausdruck, den Neubau formal in das historische Ortsbild einzufügen. Die spezifische Gestalt des Neoklassizismus, deren Bindung an die Karlsruher Tradition im Vergleich zu anderen Bauten von Kreis deutlich wird, dient als Anspielung auf den Genius loci auch dazu, den Anspruch des Hauses zu untermauern, das Wahrzeichen der aufstrebenden Großstadt Karlsruhe zu sein.

Zum Verständnis der Warenhausarchitektur im frühen 20. Jahrhundert ist die Wahl des Architekten durch den Bauherren nicht weniger aufschlußreich als die Wahl der Bauformen durch den Architekten. Seinen frühen Ruhm



9 KÖLN. WARENHAUS LEONHARD TIETZ. 1912 bis 1914 von Wilhelm Kreis errichtet. Fassade an Sankt Agatha.

hat Wilhelm Kreis durch Erfolge bei großen nationalen Denkmalkonkurrenzen begründet: 1896 erhielt der 23jährige Student den ersten Preis beim Wettbewerb für das Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig. Im Wettbewerb um die Bismarcksäulen wurden Kreis 1899 der erste, der zweite und der dritte Preis zuerkannt. Nach seinen Entwürfen entstanden um 1900 in ganz Deutschland Bismarcktürme in großer Zahl. Bei der 1910 entschiedenen Konkurrenz für das Bismarck-Nationaldenkmal auf der Elisenhöhe bei Bingen wurde der Beitrag von Kreis nicht mit einem Preis ausgezeichnet. Das Urteil der Jury rief aber eine äußerst polemisch geführte öffentliche Diskussion hervor, die schließlich zu dem Ergebnis führte, daß ein überarbeiteter Entwurf von Kreis zur Ausführung bestimmt wurde. Nicht obwohl, sondern gerade weil er in erster Linie als Denkmalarchitekt bekannt geworden ist, war er den Unternehmern als Warenhausarchitekt besonders willkommen. Ein Auftrag an Kreis resultierte aus dem Wunsch der Bauherren, ihre Geschäftspaläste mit dem gesteigerten Pathos auszuzeichnen, das den Denkmalprojekten des Architekten allgemeine Anerkennung eingetragen hat.

Der Karlsruher Bau gehört zu den letzten Zeugnissen für die große Epoche monumentaler deutscher Warenhausarchitektur. Im Gegensatz zu den meisten anderen Beispielen ist der Bau trotz einiger entstellender Eingriffe ohne wirklich tiefgreifende Veränderungen erhalten. Neben der großen wirtschafts- und architekturgeschichtlichen Bedeutung der Bauaufgabe, neben dem hohen Rang des Architekten und neben der außerordentlichen künstlerischen Qualität des Gebäudes gibt es einen weiteren, in der Firmengeschichte der Karstadt AG begründeten besonderen Wert des Hauses:

Nach der Fusion mit der Firma Theodor Althoff im Jahre 1920 baute das neue Vorstandsmitglied Hermann Schöndorff bei der Konzernverwaltung in Hamburg eine Bauabteilung auf, die alle Neubauten des Unternehmens projektierte. Schöndorff, der seine Laufbahn im späten 19. Jahrhundert in Düsseldorf als Möbelfabrikant begann, war bereits am Bau von Olbrichs Tietz-Haus beteiligt. Auch an der Planung und Ausführung folgender Warenhäuser von Kreis hat er maßgeblich mitgewirkt: Althoff in Dortmund und Essen, Tietz in Chemnitz, Elberfeld und Köln. Als Chefarchitekt wurde 1920 Philipp Schaefer (1885 bis 1952) nach Hamburg berufen, der in Olbrichs Atelier an der Planung des Düsseldorfer Tietz-Hauses mitgearbeitet hat. Die zahlreichen in der Zeit der Weimarer Republik errichteten Karstadt-Häuser stehen ebenso wie das ehemalige Warenhaus Knopf in der Nachfolge des Düsseldorfer Olbrich-Baues. Mit den Filialen in Berlin-Neukölln, Hamburg-Barmbeck, Wilhelmshaven, Celle, Neubrandenburg, Bottrop, Recklinghausen und Gelsenkirchen-Buer sollen einige wichtige Beispiele wenigstens genannt werden. In dem 1929 erschienenen Buch „Neue Warenhausbauten der Rudolph Karstadt AG“ wird die charakteristische Vertikalgliederung der Fassaden ausdrücklich als „Karstadt-Stil“ definiert. Noch in den frühen fünfziger Jahren wurde beim Bau der Düsseldorfer Filiale an der Schadowstraße an das alte Gestaltungsprinzip angeknüpft.

Seit einigen Jahren arbeitet die Karstadt AG an Planungen, die Verkaufsfläche des Karlsruher Hauses erheblich zu vergrößern. Der monumentale Geschäftspalast von Wilhelm Kreis bietet die Chance, die Architekturtradition des Unternehmens fortzusetzen und sich von der Masse der sonst üblichen neueren Kaufhausbauten, die meist den jeweils letzten Stand rasch wechselnder Architekturmoden vorführen, als „eine äußerst wirksame Reklame“ abzuheben. Die Wiederherstellung und Reaktivierung von besonderen Werten des historischen Bestandes müßte einer Modernisierung der Verkaufsräume für heutige Geschäftsbedürfnisse und einer Erweiterung des Hauses keineswegs widersprechen. Die Planung sieht vor, Hauptelemente des bestehenden Außenbaues zu erhalten und in den künftig wesentlich größeren Warenhauskomplex einzubeziehen.

*Dr. Eberhard Grunsky
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Schönbuchstraße 50
7400 Tübingen 1*

Richard Scholtz: Eine alte Zehntscheune wird zu neuem Leben erweckt

Sie liegt bei Burg (Neu-)Hohenfels in der aus den Teilorten Kalkofen, Liggersdorf, Selgetsweiler, Mindersdorf und Deutwang neu geschaffenen Gemeinde Hohenfels im Landkreis Konstanz (früher Sigmaringen) an der Straße von Owingen nach Stockach.

Der Name Hohenfels geht auf ein Ministerialengeschlecht zurück, das in der Bodenseegegend eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Es stand zum Hochstift Konstanz in enger Beziehung. 1148 wird erstmals urkundlich ein Walther von Hohenfels als Domherr in Konstanz genannt. Die Stammburg dieser Herren von Hohenfels stand auf einem Berg (alta petra) nordwestlich oberhalb Sipplingen und unterhalb des Haldenhofes. 1643, während des 30jährigen Krieges, brannten die Franzosen die Burg nieder. Sie wurde nicht wieder aufgebaut. Heute findet man nur noch einige Mauerreste unter einer bewaldeten Bergkuppe. Ein berühmter Vertreter dieses Geschlechtes war der durch die Manessesche Handschrift bekannte Minnesänger Burkhart von

Hohenfels (Anfang des 13. Jahrhunderts). Ende des 13. Jahrhunderts reichte der Platz in der nicht sehr geräumigen Burg „Alt-Hohenfels“ für das immer zahlreicher werdende Rittergeschlecht nicht mehr aus. Der Stamm teilte sich in zwei Äste. Die jüngere Linie erbaute in der Nähe der Stammburg auf einem Hügel in waldiger Landschaft an der Straße Owingen–Stockach eine neue Burg. „Neu Hohenfels“ wurde erstmals 1292 urkundlich genannt. Ab 1295 ist ein Eberhard, der jüngste von drei Brüdern, im „castrum novum“ nachweisbar.

Aber schon nach ungefähr 60 Jahren erlosch die Linie der Neu-Hohenfeler. „Neu-Hohenfels“ kam an die Herren von dem nicht weit entfernt liegenden Jungnau. Zwei berühmte Hochmeister des Deutschen Ritterordens entstammten diesem Geschlecht. Ende des 15. Jahrhunderts erlosch der Mannesstamm der von Jungingen. Für 12000 Gulden verkaufte 1506 Anna Rothofer geb. von Jungingen die verschuldete Herrschaft Neu-Hohenfels an die Deutsch-

1 HOHENFELS. EHEMALIGE ZEHNTSCHEUNE, die heute ein Schülerhaus beherbergt. Blick auf die Eingangsseite im Osten.





2 und 3 DIE ZEHNTSCHEUNE. Ansicht von Nordwesten während des Umbaus und nach der Fertigstellung. Im Hintergrund Burg Hohenfels.



ordenskommende Altshausen. Neu-Hohenfels blieb, bis Napoleon 1806 die Burg mit allen Besitzungen dem Hause Hohenzollern-Sigmaringen zuteilte, im Besitz des Deutschen Ritterordens. In der Zeit bis zum ersten Weltkrieg, wo hier ein Kindererholungsheim eingerichtet wurde, stand die Burg meistens leer. Nur ab und zu gastierte eine fürstliche Jagdgesellschaft in der alten Deutschordensburg.

1931 erwarb die Schule „Schloß Salem“ die Burg, um ihre Junioren darin zu unterrichten. 1968 wurde die bei der Burg liegende Zehntscheune gekauft.

Die Scheune liegt auf einem kleinen, steil nach Westen abfallenden Plateau, etwas unterhalb, nördlich der Burg. Zimmermann Zacharias Nußbaum aus Ratzenreute errichtete 1701 den stolzen Fachwerkbau. Wie Grabarbeiten ergeben haben, stand schon vorher an derselben Stelle ein etwa gleich großes Gebäude, das wahrscheinlich bei der Aktion „verbrannte Erde“ 1643 ein Opfer der Flammen wurde, worauf eine etwa 20 cm hohe Brandschicht auf altem Wackelager unter dem jetzigen Scheunenboden hinweist.

Ein über dem ehemaligen Wagenkar an der Ostseite angebrachter, noch gut erhaltener Wappenstein erzählt mit seinen 26 Buchstaben, daß 1700 F[rantz] B[enedikt] E[ldler] H[err] v[on] B[aden] D[eutsch] R[itterordens] K[omtur] M[ainau] R[.] . . . L[and] C[omptur] d[er] B[allei] E[lsaß] u[nd] B[reisgau], C[omtur] z[u] A[ltshausen] u[nd] A[chberg] T[eutsch] O[rdens] R[itter] war.

Manche, zum Teil mit wenig Sachverstand von den früheren Benutzern lieblos durchgeführten Änderungen an ihrem Innern und Äußeren mußte die Scheune im Laufe der Jahrhunderte zu ihrem Nachteil über sich ergehen lassen. Schließlich sorgte die „Nacht des Schreckens“ für einen bedenklichen Verfall des Südwestecks: Nach dem Bericht der Konstanzer Zeitung erschütterte am Abend des 16. November 1911 ein schweres Erdbeben mit Zentrum um Konstanz den gesamten südbadischen Raum. Das Südwesteck der Zehntscheune muß damals circa 30 cm abgesunken und das Burgkapellenmauerwerk an mehreren Stellen von oben nach unten durchgerissen sein.

Als ich bald nach dem Erwerb (1968) die jahrelang unbenutzt gebliebene, langsam verfallende Zehntscheune zum erstenmal sah, machte sie auf mich einen traurigen Eindruck. Im früheren Wagenkar war ein Kuhstall eingebaut, das Kartor zugemauert, der Pferdestall mit den darüberliegenden Knechtskammern bis zur Unkenntlichkeit verändert worden. Auch der völlig verwurmt, mit schwächlichen Hölzern verzimmerte Südgiebel schien aus jüngerer Zeit zu sein, in der wahrscheinlich aus bis jetzt nicht erfindlichen Gründen der Südwaln zu einem Giebel umfunktioniert wurde. Lediglich die handwerkliche Schönheit der noch ganz im ursprünglichen Zustand vorhandenen Dachkonstruktion aus der Barockzeit beeindruckte mich schon damals.

Die Scheune ist 21,94 (22,00) Meter lang und 11,11 (11,00) Meter breit. Ein eichener, kräftiger Schwellenkranz, circa 30 auf 36 cm, liegt auf einem Wacken- und Bruchsteinfundament. Die Giebel- und Binderswellen waren in den Längsswellen durchgezapft und außen verkeilt. Das aufgehende Fachwerk ist größtenteils aus Fichten-, einige Bundpfosten sind aus Eichenholz. Von den Außenwänden besteht die Nordwand (Walmseite) noch fast im ursprünglichen Zustand. Lediglich die Fenster sind etwas verbreitert beziehungsweise zugemauert worden. Die ursprüngliche Breite ist am Riegelwerk aber noch ablesbar. Die Nordseite setzt sich aus zwei durch das Kargebälk getrennten Fachwerkwänden mit Schwelle, Riegel, Rähm und V-förmig angeordneten Streben zusammen. Die Eckpfosten

sowie der Mittelpfosten gehen durch beide Wände hindurch. Ähnlich in Konstruktion und Bestand ist die Westseite mit durchgehenden Eck- und Binderpfosten. Ein Fenster mit einfachem, in die Holzkonstruktion eingestecktem Eisengitter sitzt noch an der ursprünglichen Stelle neben einem Binderpfosten. Auf der Ostseite sind die mittleren drei Binderfelder noch im ursprünglichen Zustand, ebenfalls der Wandteil über dem ehemaligen Kartor. Das südliche Feld war so stark verändert, daß nur durch eine sorgfältige Vermessung von Zapfenlöchern und ehemaligen Fensteröffnungen eine dem ursprünglichen Zustand wohl am nächsten kommende Rekonstruktion gefunden werden konnte. Der Südgiebel war die „Sphinx“ der Zehntscheune. Sicher haben hier aufgrund von Erosionserscheinungen des Steilhanges, Erdbebenstößen und Witterungseinflüssen schon früh Reparaturen eingesetzt, in deren Verlauf mit großer Wahrscheinlichkeit ein früher vorhandener Walm durch einen Giebel ersetzt wurde. Jedenfalls deuten die Ausbildung des Windverbandes und die angeschifteten Mittelpfosten darauf hin. Das bis zum Dachgebälk in zwei Etagen angeordnete Fachwerk scheint noch am ehesten dem alten Bestand zu ähneln. Im Innern stammen die Fachwerkwand zwischen ehemaligem Wagenkar und Viehstall sowie die Blockbohlenwände rechts und links der Tenne sicher aus alter Zeit.

Unter dem großen Dachvorsprung an der Ostseite haben sich Reste der ursprünglichen Gefachbemalung erhalten. Auf einem eierschalenfarbenen Kalkanstrich wurde zunächst das rot gestrichene Holzwerk im roten Farbton begradigt und schließlich die Gefache mit einem anthrazitfarbenen, 0,5 cm starken Doppelstrich eingerahmt.

Vor der Ostseite wurde unter einer festen Rasenschicht ein teilweise noch gut erhaltenes „Katzenkopfpflaster“ aus großen Wacken entdeckt.

Abgesehen von einem Versuch im Jahre 1971, die aller- notwendigsten Reparaturkosten zu veranschlagen, begannen wir im Sommer 1975 mit ersten Überlegungen, wie man statisch und konstruktiv das abrutschende Südwesteck der Scheune sichern könnte. Es folgten noch im selben Jahr eine Besprechung mit dem Landesdenkmalamt an Ort und Stelle. Dieses Hohenfelder Gespräch wurde die Initialzündung für die nun Schlag auf Schlag einsetzenden Maßnahmen:

Herbst/Winter 1975/76: Notinstandsetzung der Dachtraufen.

Frühjahr 1976: Gutachten des Holzrestaurators Hummel aus Heiligenberg über die Instandsetzungsmöglichkeiten der Holzkonstruktion.

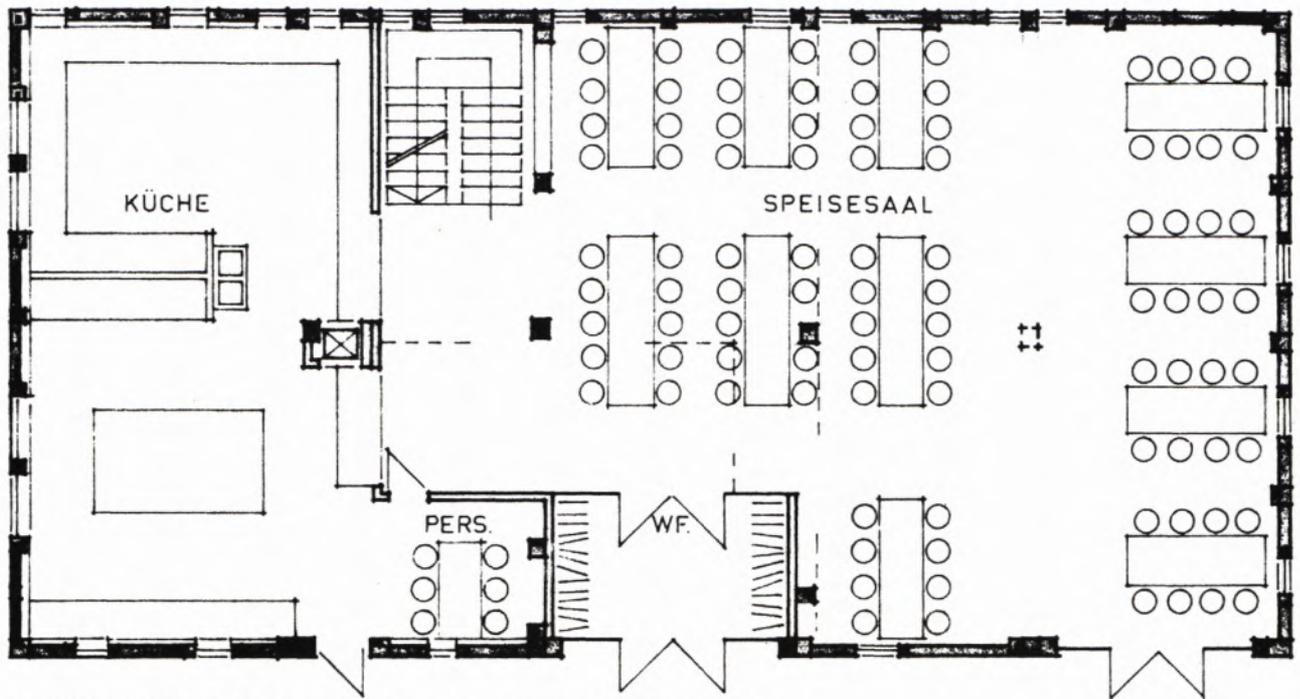
Erster Planvorschlag für den Ausbau der Scheune zu einer Turnhalle mit Erweiterung nach Süden um circa 3 Meter und Teilunterkellerung.

Ausbau des Dachgeschosses zu einem kleinen Mentorat. Anlässlich einer Besprechung bei der Freiburger Schulbau- beratungsstelle wird dieser Plan infolge ungünstiger, in keine Norm zu bringender Hallenmaße verworfen. Zwei Studenten der Fachhochschule Konstanz nehmen den alten Baubestand auf.

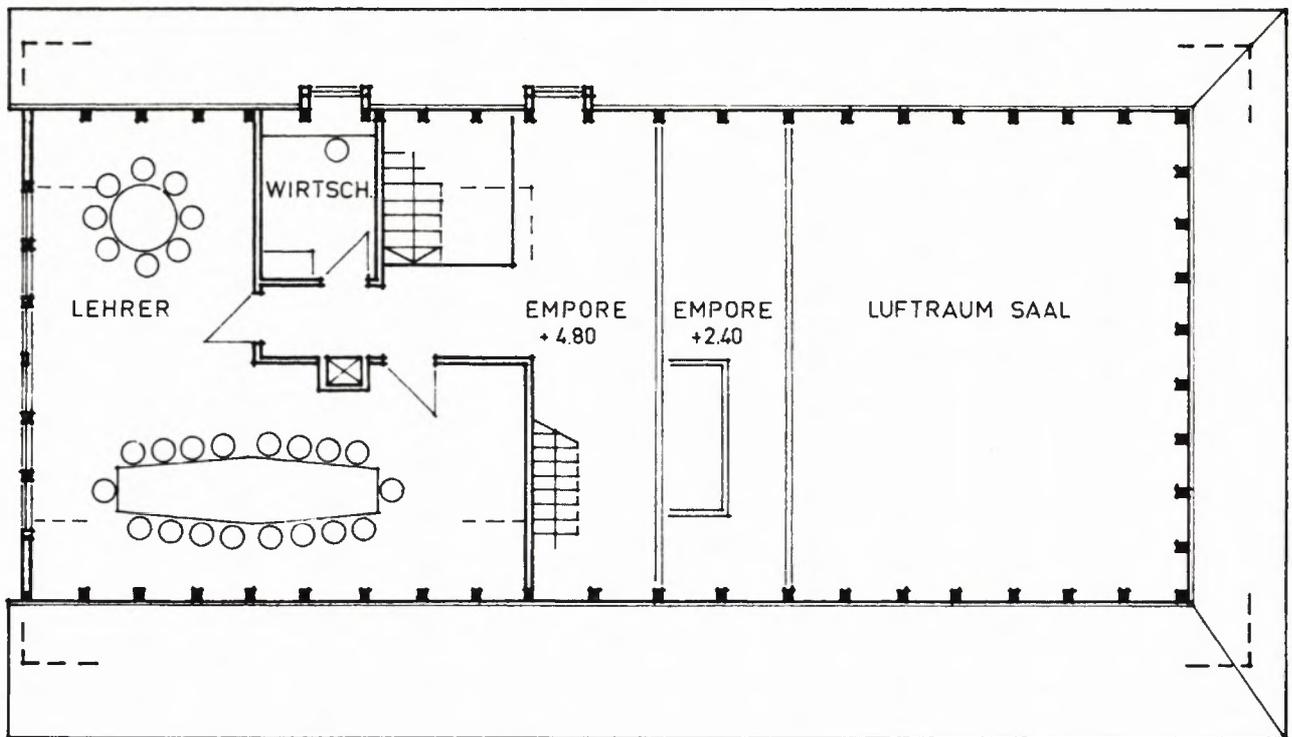
November 1976: Ein zweiter Planvorschlag sieht bereits die heutige Form des Erdgeschosses – Speisesaal mit Küche – vor, im Dachgeschoß Räume für Zeichnen und Werken mit Emporen zum Saal sowie eine Unterkellerung für WC-Anlage, Vorräte und Technik.

März 1977: Das Baugesuch für die Unterkellerung im Rohbau und die Dachstuhlisanierung wird eingereicht.

6. Juli 1977: Beginn der Bauarbeiten nach Erhalt der Baugenehmigung.



4 GRUNDRISS DES ERDGESCHOSSES nach dem Umbau zum Schülerhaus.



5 GRUNDRISS DES DACHGESCHOSSES nach dem Umbau zum Schülerhaus.

November 1977: Die Planung und das Baugesuch für den jetzigen Ausbauzustand sind fertig. Die Arbeiten gehen zügig voran.

Schuljahresbeginn 1978/79: Fertigstellung.

Die einjährigen Restaurierungs- und Umbauarbeiten erforderten viel Fingerspitzengefühl und handwerkliches Können. Allein über 2700 Arbeitsstunden waren notwendig, um 41 Kubikmeter Bauholz, darunter 6 Kubikmeter Eichenholz, vornehmlich für die Schwellen, zimmermannsmäßig zu verarbeiten. Um es dem alten, seinerzeit mit dem Breitbeil geschlagenen Holz in etwa anzupassen, einigten wir uns nach einigen Versuchen auf das Beschlagen der rauh gesägten Holzseiten mit einem leichteren Zimmermannsbeil.

Durch geschicktes farbliches Abstimmen kann man noch neues vom alten Holz unterscheiden, ohne daß der farbliche Gesamteindruck leidet. Der Zimmermann imprägnierte jedes Stück Holz vor und nach dem Einbau je einmal mit einem Holzschutzmittel im Streich- und Spritzverfahren. Mit dem alten, an Ort und Stelle verbleibenden Holz wurde ähnlich verfahren. Nach Fertigstellen aller Holzarbeiten ließen wir vor dem Ausfachen der Gefache im kombinierten Hochdrucksprüh- und Bohrlochinjektionsverfahren mit dem schon an den neuen Hölzern angewendeten Holzschutzmittel von einer Spezialfirma das gesamte Holzwerk imprägnieren. Nach Entfernen der alten Gefachausmauerung aus Vollsteinen wurden diese mit einem wärmedämmenden Stein- beziehungsweise Ziegelmaterial ausgemauert.

ert und dann beidseits mit einem 3 cm starken Dämmputz versehen. Die Oberfläche des freihändig aufgetragenen Putzes glättete der Gipsler mit der Weißelbürste. In Fresko-Manier kalkten wir innen weiß, außen, nach aufgedecktem alten Farbmuster, im Eierschalenton. Um genügend Helligkeit in dem zukünftigen Eß- und Feierraum zu bekommen, wurden einige Gefache mit Isolierglas, bestehend aus Schmelzglas (6 mm, bronze) und Floatglas (4 mm), geschlossen. Aus schall- und feuerschutztechnischen Gründen isolierten wir die Balkendecken mit 12 cm starkem Blähtonbeton. Die Dachisolierung besteht aus 80 cm starkem aufgestepptem Glasmattengewebe und im Abstand darüber ein Waschputz auf 12,5 mm starken Trockenstuckplatten. Das Holzwerk imprägnierte außen der Maler einmal (mit Imprägniergrund) und strich zweimal mit Kunstharzlack rot (nach altem, noch vorhandenem Anstrichmuster). Die Wetterseiten (Süd und West) erhielten einen dritten zusätzlichen Anstrich. Innen behandelte der Maler die Hölzer einmal farblos mit Imprägniergrund und einmal leicht getönt in Lasurtechnik mit Lacklasur. Bei der Gestaltung der Innenräume verwendeten wir die noch vorhanden gewesenen Elemente der Fachwerk- und Bohlenwände. Die erdgeschossig tragenden Pfosten in Bindermitte konnten bis auf einen erhalten werden. Der in Saalmitte stehende wurde durch ein zimmermannsmäßig darüber abgebundenes Hängewerk ersetzt. Vor der Ostseite belegte der Gärtner zum Teil mit wieder ausgegrabenen alten Wackensteinen den Vorplatz in „Katzenkopfpflastertechnik“. Eine außerhalb des Gebäudes befindliche Heizzentrale versorgt die Fußbodenheizung im Erdgeschoß unter einem Steinplattenboden, in den übrigen Räumen des Dach- und Untergeschosses befinden sich Radiatoren. Zusätzlich sorgt eine beheizbare Lüftungsanlage für ein angenehmes Raumklima. Die Internatsküche wurde nach modernen Gesichtspunkten mit Absaugeinrichtung über der Herdgruppe, Speise- und Lastenaufzug sowie einer Kühlzelle eingerichtet. Die reinen Baukosten der gesamten Baumaßnahme einschließlich Außenanlagen ohne die Einrichtung, Aufzüge und Nebenkosten belaufen sich auf 855000.- DM. Das Landesdenkmalamt und das Landratsamt Konstanz halfen bei der Finanzierung mit angemessenen Zuschüssen. Trotzdem blieb die Hauptlast der Finanzierung am Bauherrn, dem Verein „Schule Schloß Salem“, hängen. Schulleitung und Verwaltung hatten sich aber nicht nur mit finanziellen Problemen herumzuschlagen, sondern mußten auch nicht unerhebliche Widerstände in den eigenen Reihen beseitigen. Daß am Tage der Einweihung (30. September 1978) auch die Kritiker und Zweifler uns uneingeschränkt Anerkennung und Lob zollten, ist für alle, die mitgeholfen haben, einen beinahe abgehenden Fachwerkbau aus der Barockzeit zu neuem Leben zu erwecken, eine große Freude. Deshalb möchte ich mit dem ältesten uns bekannten Loblied auf den Holzbau schließen.

Bischof Venantius von Tours spricht im 5. Jahrhundert:
 „Weichet ihr Wände gemauert aus steinernen Blöcken!
 Ich ziehe dank Baumeisters Geschick vor euch das hölzerne
 Haus.
 Trefflich verwahren vor Wind und vor Wetter getäfelte
 Stuben,
 wo nicht klaffender Spalt duldet des Zimmermanns Hand.
 Schutz, wie ihn sonst nur gewähren Stein, Mörtel und Sand
 im Vereine,
 einzig erbaut und allein uns der gütige Wald.
 Luftig umgeben den Bau im Geviert hochbogige Lauben,
 zierlich vom Meister geschnitzt, reizvoll in spielender
 Kunst.“



6 SPEISESAAL IM ERDGESCHOSS mit Blick in den Dachraum.

Literatur:

Bader: Burkhart von Hohenfels. Badenia 1864
 Otto Eduard Glaser: Die Herrschaft von Alt- und Neu-Hohenfels und ihre Besitzer im Mittelalter. Diss., Hechingen 1937.

Archivalien:

Fürstlich-Hohenzollersches Haus- und Domänenarchiv in Sigmaringen
 Staatsarchiv in Sigmaringen

Dipl.-Ing. Richard Scholtz
 Jodokstraße 10
 7770 Überlingen

Brigitte Reinhardt/Sabine Weyrauch: Bauten jüdischer Dorfgemeinschaften im Kreis Ludwigsburg

Freudental, Hochberg und Aldingen

Wohl mehr als im allgemeinen Bewußtsein präsent ist, haben jüdische Dorfgemeinschaften die Geschichte Württembergs mitgeformt und durch charakteristische Bauten das Aussehen von württembergischen Orten geprägt.

Im Kreis Ludwigsburg sind zwei Synagogen erhalten. Während die in Hochberg als Methodistenkirche genutzt und gepflegt wird, wirkte die Synagoge in Freudental bisher so vernachlässigt, daß ihre Erhaltung kaum noch möglich schien. In Freudental bestand lange eine starke jüdische Gemeinde mit eigenem Rabbinat; man sollte daher gerade hier die Bauten der jüdischen Vergangenheit, auch als Mahnung, pflegen. Dieser Erkenntnis folgend wurde das „Judenschlößle“ 1975 beispielhaft hergerichtet. Historisches Bewußtsein und Verantwortungsgefühl haben jetzt auch bewirkt, daß die Synagoge, die als älteste erhaltene in Württemberg für die Geschichte des Landes und des Ortes Freudental von großer Bedeutung ist, nicht einem kapitalträchtigeren Neubau geopfert, sondern renoviert wird. Es ist geplant, dort eine jüdische Erinnerungsstätte einzurichten.

An der Strombergstraße in Freudental bildet den hinteren Abschluß eines kleinen, als Parkplatz genutzten Hofes ein Massivbau mit hohem Walmdach, der sich in schlechtem baulichen Zustand befindet. Seine barocke Gliederung durch rustizierte Lisenen, hohe segmentbogige Fenster und ein Korbbogen-Tor weisen, trotz entstellender Veränderungen, auf eine ehemals besondere Funktion hin: Es handelt sich um die 1770 erbaute Synagoge des Ortes, die, seit 1955 in Privatbesitz, zunächst als Schlosserei diente und heute als Lagerraum benutzt wird. Sie entstand nach Abbruch eines 1728 angeblich auf dem Hofplatz errichteten Vorgängerbaus; der erhaltene Kellerhals könnte zu einem darunter gelegenen Bad geführt haben, wie es für mittelalterliche Synagogen bezeugt ist. Gewißheit darüber müßte eine archäologische Untersuchung geben. Ebenso desolat wie die Synagoge erscheinen das bäuerliche Fachwerkhaus an der westlichen Hofseite und der in der Ecke verbaute Stumpf eines polygonalen Renaissance-Treppenturms, der sogenannte Schnecken. Dazu kontrastiert das vorbildlich renovierte, langgezogene Fachwerk-Wohnhaus, das die andere Seite des Hofes begrenzt. Seine Benennung „Judenschlößle“ bezeugt die Verbindung zur Synagoge. Das 1614 datierte Gebäude ist wahrscheinlich identisch mit dem „mitten im Dorf stehenden herrschafteigenen Neuen Bau“, den die 1723 als erste zugezogenen israelitischen Familien vom Ortsherrn als Wohnung zugewiesen bekamen (Bolay, S. 10). Die jüdische Gemeinde kaufte das Haus 1768 und bewohnte es noch 1900. Hier, in der früher am südwestlichen Ortsrand gelegenen schmalen Strombergstraße, lebten die Juden Freudentals, worauf schon der frühere Stra-

ßenname „Judengasse“ hinweist. Schräg gegenüber findet sich die 1875 aufgehobene, heute als Wohnhaus genutzte Judenschule (Nr. 16); erhalten haben sich auch das um 1932 zum Wohnhaus umgebaute kleine jüdische Frauenbad nordöstlich am Steinbach (Seestr. 24) und der 1811 nach Vorschrift des Talmuds außerhalb des Ortes, nämlich am Wolfsberg, angelegte jüdische Friedhof. Seine ohne gegenständliche Darstellungen gestalteten Grabsteine auf den west-östlich gerichteten Gräbern tragen hebräische, seit Mitte des 19. Jahrhunderts zusätzlich deutsche Inschriften.

Freudental ist ein sogenanntes Judendorf, das heißt, daß hier eine jüdische und eine christliche Gemeinde nebeneinander lebten, wobei der israelitische Anteil zeitweilig relativ hoch war (1800: 290 Christen, 207 Juden; 1851: 504 Christen, 364 Juden; 1900: 484 Christen, 144 Juden). Utz Jeggle zählt in seiner Dissertation „Judendörfer in Württemberg“ 49 solcher Orte auf, darunter noch zwei weitere aus dem heutigen Kreis Ludwigsburg, nämlich Hochberg und Aldingen.

Während in Aldingen keine sichtbare Erinnerung an die früheren jüdischen Mitbewohner besteht, sind in Hochberg die 1828 am damaligen Ortsrand erbaute Synagoge, die nach einem Brand 1841 neben ihr wiedererrichtete Judenschule, in der sich auch das Bad befand (beide heute mit anderer Nutzung) und der außerhalb angelegte Friedhof erhalten.

Obwohl die Juden in Deutschland auf Grund ihrer kulturellen Leistungen als typisches Stadtvolk gelten, lebte bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts die Mehrzahl von ihnen auf Dörfern, zum Beispiel 1832 im Königreich Württemberg 93% der 10000 jüdischen Einwohner in 60 ländlichen Gemeinden (Jeggle, S. 7). Dies war eine Folge der württembergischen Verfassung von 1498, die den Ausschluß der Juden aus dem Herzogtum Württemberg festlegte; auch die freien Reichsstädte vertrieben damals ihre jüdischen Einwohner. Diese konnten sich innerhalb Württembergs nur noch auf reichsritterschaftlichem oder auf Ordensgebiet niederlassen. Sie lieferten den Ortsherren dafür willkommene Mehreinnahmen durch Zahlung von hohen Schutzgeldern und Steuern.

In Freudental nahm der damalige Besitzer des Ortes, Freiherr Johann Zobel von Giebelstadt, 1723 die ersten Schutzjuden auf, die Großfamilie des Hofbankiers Seligmann aus Flehingen in Baden. Dazu verfaßte er einen, laut Tänzer (S. 9), relativ großzügigen Schutzbrief, in dem er Rechte und Leistungen der Juden festlegte. Die spätere Eigentümerin des Dorfes (seit 1727), Wilhelmine Gräfin von Würben, geb. Grävenitz, erneuerte diesen Schutzbrief 1731 beim Zuzug von 28 weiteren Judenfamilien, darunter der des Rabbiners, des Vorsängers, Totengräbers und Schulklopfers. Die einflußreiche Geliebte des württembergischen Herzogs Eberhard Ludwig verkaufte nach ihrer Verban-



1 FREUDENTAL. SYNAGOGE UND „JUDENSCHLÖSSLE“ (rechts) an der Strombergstraße. Der 1770 errichtete Kultbau dient heute als Lager. Der Korboggen-Eingang der Synagoge führt durch einen Vorraum, über dem sich die Frauenempore befindet.

2 FREUDENTAL. SYNAGOGE. Ansicht von Südwesten. An der Westseite führte der hochgelegene, jetzt vermauerte Eingang zur Frauenempore, die von außen über eine Holzterasse erreichbar war. An der Nordseite wiederholt sich die Gliederung der Südseite. Ein Anbau verdeckt nun den Korboggen-Eingang.





3 FREUDENTAL. „JUDENSCHLÖSSLE“. Die jüdische Gemeinde erwarb den 1614 datierten Fachwerkbau im Jahre 1768 und bewohnte ihn noch 1900; er wurde 1975 renoviert.

nung 1733 Freudental an das Haus Württemberg. Seit 1729 durften auch in solchen, unmittelbar dem Haus Württemberg gehörenden Orten Juden wohnen.

Nach Hochberg kamen unter der Herrschaft der Familie von Gemmingen, etwas später als nach Freudental, 1757 die ersten jüdischen Familien. Erst nach Übernahme des Ortes 1779 durch das Haus Württemberg vergrößerte sich der Zuzug; 1852 lebten hier 305 Juden neben 490 Christen.

In Aldingen war der jüdische Anteil der Bevölkerung wesentlich geringer als in Freudental und Hochberg; 1859 kamen zum Beispiel auf 1138 Christen nur 112 Israeliten. Daher wird hier die 1731 gegründete jüdische Gemeinde den Ort weniger geprägt haben, obwohl auch sie seit 1796 eine Synagoge in Form eines „einfachen Betsaales“ (vermutlich im 19. Jahrhundert abgebrannt) und seit 1835 eine eigene Schule besaß. So sind auch die Umstände der ersten jüdischen Zuwanderung nach Aldingen nicht bekannt.

Wie in Freudental lebten in den meisten württembergischen Orten die Juden gesondert von den Christen in oft am Ortsrand gelegenen Straßen, die meist „Judengasse“ hießen und deren Häuser oft durch ein städtisches Aussehen auffielen. Dieser räumlichen Trennung entsprach die rechtliche Organisation: Bis 1828 war eine weitgehende Selbstverwaltung der jüdischen Gemeinden üblich, die direkt dem Orts herrn unterstanden. Die allgemeine rechtliche Stellung war wesentlich schlechter als die der christlichen Mitbewohner: Juden durften keinen Grundbesitz erwerben, durften kein Handwerk erlernen und waren somit auf den Handel vor allem mit Vieh und auf Geldgeschäfte angewiesen. Ein Wechsel des Wohnortes war für sie schwer durchzuführen. Durch ihren als unehrenhaft angesehenen, aber oft Neid erregend einträglichen Broterwerb, die andersartigen reli-

giösen Riten und Lebensgewohnheiten blieb, laut Jeggle, die Distanz zwischen den unterschiedlichen Glaubensgemeinschaften immer bestehen. Diese zu verringern beabsichtigte die Gesetzgebung (siehe Tänzer) zunächst gar nicht und es gelang ihr auch später nur schwer:

Die Landstände drängten Herzog Karl Friedrich 1739 zum erneuten Ausweisungsgesetz aller Juden aus dem Herzogtum Württemberg; dieses blieb jedoch, wie das von 1770, ohne durchgreifende Wirkung. König Friedrich von Württemberg hob mit Annahme der Königswürde 1806 die alte ständische Verfassung von 1498 als „nicht mehr in die jetzige Zeit passende Einrichtung“ auf. Eine dadurch benötigte Neuregelung der rechtlichen Stellung der Juden wurde 1808 entworfen, vom König wegen ihrer „zu großen Intoleranz“ jedoch nicht gebilligt. Bis 1828 galten Einzelregelungen.

Das sogenannte Emanzipations-Gesetz von 1828 (Jeggle, S. 105 ff.) brachte „neben einigen Vorteilen, vor allem wirtschaftlicher Art“ – dabei ist wichtig die Aufhebung des Schutzjudentums – eine weitaus größere Zahl von neuen Beschränkungen. Hauptziel war, das „Schachertum“ abzuschaffen, das bisher den Haupterwerb der Juden gebildet hatte und die Juden durch Zulassung zu allen Gewerben, allerdings ausgenommen die Handelszunft, und durch die – eingeschränkte – Erlaubnis des Gütererwerbs in den bürgerlichen Arbeitsprozeß einzugliedern. Zu diesem Zweck wurden die jüdischen Gemeinden nun in einer einheitlichen Landesorganisation zusammengefaßt: Das Schulwesen wurde neu organisiert (Oberaufsicht durch das christliche Dekanat, Schulpflicht, Regelung der Lehrerausbildung), die „Kirche“ unter die Leitung einer israelitischen Oberkirchenbehörde gestellt, die ihrerseits dem Innenministe-

rium unterstand. Zur weiteren Anpassung wurde die Annahme deutscher Familiennamen gefordert. Die erwünschte „Domestizierung“ gelang jedoch nur in geringem Maße; vom Gesetz selbst geschaffene äußere Bedingungen blockierten sie zum Teil (Jeggle, S. 144 ff.). Von dem durch den Handel erreichten wirtschaftlichen Erfolg ihrer jüdischen Mitbewohner profitierten aber auch oft ärmere Christen. So scheinen zum Beispiel in Freudental, laut Beschreibung des Oberamtes Besigheim (S. 171), 1851 die einzig vermögenden Familien jüdische gewesen zu sein. Bei ihnen konnten sich viele „im landwirtschaftlichen Erwerb beschränkte“ Christen durch Tagelohnarbeit ihren Lebensunterhalt verdienen.

Die Revision des Gesetzes von 1828 im Jahr 1849 näherte sich einer Gleichsetzung der Juden, die durch weitere Neuregelungen 1861 und 1864 erreicht wurde. Mit der Erlangung der Grundrechte konnten die Juden nun ihren Wohnsitz selbst wählen. In der Folge zogen in der zweiten Jahrhunderthälfte viele in die Städte, in denen sie bessere Lebensbedingungen erhofften; viele wanderten nach Amerika oder Palästina aus. So wohnten 1932 nur noch 21,5% der württembergischen Juden auf dem Land; in Freudental waren es 1933 noch 50, in Hochberg 1931 nur noch ein Israelite. Aus Aldingen waren bereits 1882 alle Juden verschwunden, ein großer Teil von ihnen nach Nordamerika.

Die nun als kleine Minderheiten in den Dörfern verbliebenen Juden näherten sich allmählich ihren christlichen Mitbewohnern an, was andererseits zu einer oft beklagten Vernachlässigung der eigenen Tradition führte. So wurde zum Beispiel 1920 in Freudental zum ersten Mal ein Israelite in den Gemeinderat gewählt, der bezeichnender-

weise veranlaßte, die dortige Judengasse in Strombergstraße umzubenennen (Scharfe, S. VIII).

Die Judenverfolgung im Dritten Reich erstreckte sich bis auf die Dörfer: In der Reichskristallnacht 1938 wurde auch die Freudentaler Synagoge geplündert, ihr Dach demoliert, das Kultgerät auf dem Sportplatz verbrannt. Anzünden konnte man sie wegen der dicht benachbarten Wohnhäuser nicht. Selbst in den seit 1914 nicht mehr als Synagoge genutzten Kultbau Hochbergs drangen die Zerstörer ein. Die wenigen meist älteren und aus Gutgläubigkeit in Freudental gebliebenen Juden wurden in „Sanitätswagen“ abtransportiert, der letzte 1942. *B. Reinhardt*

Literatur:

- Beschreibung des Oberamtes Besigheim. Stuttgart 1853.
Beschreibung des Oberamtes Ludwigsburg. Stuttgart 1859.
Beschreibung des Oberamtes Waiblingen. Stuttgart und Tübingen 1850.
Theodor Bolay: Freudental. Brackenheim 1963.
Utz Jeggle: Judendörfer in Württemberg. Volksleben 23. Band, Tübinger Vereinigung für Volksleben e. V. Tübingen 1969.
Paul Sauer: Die jüdischen Gemeinden in Württemberg und Hohenzollern, herausgegeben von der Archivdirektion. Stuttgart 1966.
Martin Scharfe: Die Juden in Freudental, Kreis Ludwigsburg. Ludwig-Uhland-Universität Tübingen 1962, maschinenschriftliches Manuskript.
A. Tänzler: Die Geschichte der Juden in Württemberg. Frankfurt 1937.

Synagogen im Kreis Ludwigsburg

Stets in der Minderheit und mehr oder weniger nur geduldet, waren die Juden eigentlich kaum in der Lage, eine eigenständige Architektur auszubilden. Allenfalls bei den Synagogen hatten sie die Möglichkeit, spezifische Details zu entwickeln. Doch waren dem insofern Grenzen gesetzt, als nämlich mangels eigener Architekten in der Regel nicht-jüdische Baumeister für den Bau beauftragt wurden und außerdem gewisse Vorschriften eingehalten werden mußten (zum Beispiel: die Höhe jüdischer Gotteshäuser durfte die christlicher Kirchen nicht übersteigen und ähnliches). So bewahrten die Synagogen der im allgemeinen zahlenmäßig kleinen jüdischen Gemeinden im 17. und 18. und auch noch im 19. Jahrhundert ein bescheidenes Aussehen; sie durften und wollten im Ortsbild nicht auffallen. Die Ausstattung im Innern, wo ihnen größere Freiheit zugestanden wurde, war dagegen um so aufwendiger. Ein Überblick über die einst vorhandenen Synagogen zeigt nicht nur, daß offenbar den meisten der Gebäude des 18. Jahrhunderts – sieht man von den Betsälen, die in Wohnhäuser eingebaut waren, ab – ein einheitliches Schema zugrunde liegt, sondern auch, daß die Wurzeln dieses Schemas erstaunlich weit zurückverfolgt werden können. Dies läßt sich gerade an den im Kreis Ludwigsburg erhaltenen Synagogen erläutern. Dazu muß aber etwas weiter ausgeholt werden.

Die wesentlichsten Bestandteile jeder Synagoge, die man ihrer ursprünglichen Bedeutung nach ganz allgemein als Versammlungsraum verstehen muß, sind:

a) der dem Eingang gegenüber an der Ostseite aufgestellte Thoraschrein (Repräsentant der ehemaligen Bundeslade), der die Thorarollen (Gesetzesrollen) enthält,

b) das Podium (Bima oder Almemor) in der Mitte oder mindestens im ersten Drittel der Längsachse, von welchem aus die Schriftlesung durch den Vorbeter erfolgt,

c) die getrennte Sitzordnung für Männer und Frauen, wobei die Sitzplätze der Männer um das Rednerpult angeordnet sind. Die Sitzplätze der Frauen dagegen – ursprünglich in gesonderten, nur durch kleine Fenster mit dem Hauptraum verbundenen Räumen – wurden seit dem 17. Jahrhundert aus praktischen Gründen auf Emporen verlegt.

Wie die christlichen sind auch die jüdischen Gotteshäuser geostet, haben jedoch im allgemeinen keinen Glockenturm. Relativ häufig ist das große, ziemlich hohe Walmdach. Allein in Württemberg waren von 36 bei Rieger (vgl. Literaturangabe) aufgeführten Synagogen 15 mit Walmdach (wie Crailsheim, Laudenbach, Tübingen, Hechingen), 9 mit Krüppelwalmdach und nur wenige mit Satteldach ausgestattet. Relativ häufig enthalten jüdische Gotteshäuser auch ein einfaches Gewölbe (Tonnen- oder Muldengewölbe; zum Beispiel Hechingen, Freudental, Lehrensteinfeld, Rexingen und andere).

Die Synagoge in Freudental (erbaut 1770)

Wir sehen uns einem mit der Langseite parallel zum Straßenverlauf stehenden, an den Ecken durch Rustika-Lisenen gegliederten Baukörper mit eindrucksvoll hohem Walmdach gegenüber. Die Hauptansichtsseite ist – durch Gelände und Umgebung bedingt – Norden, jedoch ist die an Gärten grenzende Südseite in gleicher Weise gestaltet. Von den fünf hohen Segmentbogenfenstern mit Keilsteinen ist eines in neuerer Zeit bis fast zum Straßenniveau herab vergrößert worden. An der Ostseite sind die Fenster bis auf eines zugemauert, ihre Umrisse jedoch noch deutlich zu erkennen. Der westliche Abschnitt hebt sich von der



4 HOCHBERG. SYNAGOGUE UND ISRAELITISCHE SCHULE. Rechts im Bild die 1841 errichtete Schule, in der sich zeitweilig auch das Judenbad befand. Links daneben die 1828 erbaute Synagoge.

5 HOCHBERG. SYNAGOGUE von Südwesten. An den Fenstern neben der klassizistischen Türrahmung läßt sich die Zweiteilung in Eingangsvorhalle und darüberliegende Frauenempore ablesen. Die Synagoge dient seit längerer Zeit als Methodistenkirche.





6 DER HUGENOTTENTEMPEL IN CHARENTON bei Paris, 1621 bis 1623 erbaut von Salomon de Brosse. Das 1686 zerstörte Gebäude wurde mit seinem Walmdach, den Emporen und dem Muldengewölbe im Inneren sowohl für protestantische als auch jüdische Gotteshäuser in Holland, England und Deutschland vorbildhaft.

Gleichförmigkeit des übrigen durch eine mit Rustika-Lisenen gerahmte Korbogen-Einfahrt ab mit darüberliegenden kleinerem Segmentbogenfenster. Diese heute mit einem Holztür verschlossene, teilweise zugemauerte „Durchfahrt“ war früher mit schlichten Staketengittertoren ausgestattet und eher als eine Art von offener Vorhalle zu verstehen, von der aus man durch den eigentlichen Eingang in der Mitte der Westseite in die Synagoge gelangte. Über der Vorhalle – also entlang der westlichen Breitseite des Gebäudes – verläuft die Empore für die Frauen. Der Zugang zu dieser erfolgte von außen her über eine kleine Holzterrasse an der Westseite; der Umriß der jetzt vermauerten Tür zeichnet sich deutlich ab. Sonst läßt sich über die Innenausstattung nicht mehr allzuviel sagen. Sichtbar ist noch das Muldengewölbe mit Stuckzierat in bescheidener Ausführung.

Die Synagoge in Hochberg (erbaut 1828)

Im Gegensatz zu dem der barocken Formenwelt angehörenden Gebäude in Freudental zeigt sich die vorbildlich renovierte ehemalige Synagoge in Hochberg als schlichter Bau in klassizistischen Formen. Diesmal mit der Langseite

dicht an der Straße stehend, handelt es sich auch hier wieder um einen Putzbau mit sparsamen Sandsteinzierformen. Hohe Rundbogenfenster mit altertümlichem, die Spätgotik zitierendem Maßwerk sollen möglicherweise auf den kirchlichen Charakter des Baus hinweisen. Auch findet sich wie in Freudental wieder ein Walmdach, das diesmal jedoch geringere Höhe aufweist. Der Eingang in der Mitte der Westseite ist relativ aufwendig gestaltet: von Pilastern gerahmt und mit Dreieckgiebel bekrönt, mit je einem Rundfenster zur Seite. Ein Ziergesims umzieht in halber Höhe den gesamten Bau. Auf dieses sind an der Ost-, West- und Nordseite schlichte Rechteckfenster gestellt. An der Ostseite öffnet sich zwischen zwei dieser Rechteckfenster ein Halbrundfenster mit wohl noch originaler farbiger Verglasung, dem an der Westseite über dem Eingang ein kleineres entspricht. Im Innern ist die sich über die Breite der Westseite erstreckende Empore noch erhalten, ist jedoch heute verbrettert und wird nur noch als Abstellraum benutzt. Ob über der heutigen Flachdecke ursprünglich ein einfaches Gewölbe vorgesehen war, konnte nicht mehr eindeutig in Erfahrung gebracht werden, wahrscheinlich aber nicht. Auch hier sind alle übrigen Details der früheren Ausstattung nicht mehr nachweisbar.



7 JUDENFRIEDHOF IN HOCHBERG, südlich des Ortes am Uferhang des Neckars 1808 angelegt. Die Lage außerhalb des Dorfes sowie die west-östliche Orientierung der Gräber entsprechen der Vorschrift des Talmuds. Gezeigt ist der ältere Teil mit den traditionell einfach, ohne bildliche Darstellung und mit hebräischer Beschriftung gestalteten Grabsteinen.

Wichtig ist bei den gezeigten Beispielen, daß sie nicht nur Verwandtschaft untereinander zeigen, sondern auch, was der Vergleich mit anderen Bauten des 17./18. Jahrhunderts erbringt, daß sie durchaus in ein bestimmtes Schema passen.

Vergleichbare Details: a) schlichtes Äußeres, b) Walmdach, c) rechteckiger, zum Quadrat hin tendierender Grundriß (bedingt durch zentralisierende Anordnung im Innern), d) Emporen an der Westseite.

Diese wenigen vergleichbaren Einzelheiten lassen sich dennoch als Konzept erkennen und auf einen „Urtyp“ zurückführen (nach Helen Rosenau, vgl. Literaturangabe): Im 17. und 18. Jahrhundert dienten den zur Zeit der Inquisition aus Spanien nach Frankreich, Holland und England geflohenen Juden protestantische, insbesondere hugenottische Kirchen als Vorbild für ihre Synagogenbauten. Hugenotten wie Juden lebten in ähnlicher Unterdrückung beziehungsweise Duldung. Beide wollten ihre Bauten aus verständlichen Gründen nicht an den katholischen Kirchenbauten orientieren, sondern nahmen ein neutrales Vorbild aus der Antike. Der 1621 bis 1623 von Salomon de Brosse erbaute Temple de Charenton in der Nähe von Paris greift im Plan auf die Tradition der Basilika des antiken Architekten Vitruv zurück. Die Merkmale dieses „Tempels“, der übrigens nur noch durch Abbildungen dokumentiert ist, waren der im Äußeren relativ schmucklose Baublock mit seinen langgezogenen Fenstern und dem hohen Walmdach. Im Innern befanden sich ringsumlaufende Emporen. Der Altar stand im ersten Drittel der Längsachse, da das Zentrum des Geschehens von allen Plätzen aus gut einsehbar sein sollte. Besonders eindrucksvoll war das große Muldengewölbe, das den gesamten Innenraum überspannte.

Der Temple de Charenton galt nachweislich als beispielhaft sowohl für protestantische als auch jüdische Gotteshäuser in Holland, England sowie in Deutschland, ohne daß sein Aufbau deshalb im Sinne einer Bauvorschrift bindend gewesen wäre. Nicht zuletzt waren für seine Übernahme praktische Gründe ausschlaggebend, da sich gerade die Emporenhalle für die Liturgie sowohl der Hugenotten beziehungsweise Protestanten als auch der Juden anbot, vor allem in Bezug auf den zentral gelegenen Altar beziehungsweise die Bima und die Emporen. Bei vielen Synagogen entwickelte sich im Laufe der Zeit eine Variante mit auf die Westseite reduzierter Empore (vgl. Freudental, Hochberg, Hechingen und andere), da bei den kleinen Gemeinden nur geringer Platzbedarf war. Dabei ist folgendes häufig zu

beobachten: Wenn man – vom Grundriß her gesehen – die Fläche, die die Empore einnimmt, von der Gesamtfläche abzieht, so ergibt sich für die eigentliche Synagoge eine nahezu quadratische Grundfläche. Der Raum unter der Empore wurde wohl mehr oder weniger als Vorraum verstanden, so daß die zentralisierende Tendenz, die ja den Gebäuden aus Gründen der Liturgie innewohnte, eigentlich immer aufrechterhalten blieb.

Der schlichte kubische Baukörper mit Walmdach und häufig auch Gewölbe im Innern wurde zum Bautyp der Synagogen schlechthin. Erst im 19. Jahrhundert, mit Beginn der Emanzipation und der Reform des jüdischen Gottesdienstes, änderte sich das äußere Erscheinungsbild der Synagogen grundlegend. Vorwiegend gilt dies natürlich für die Städte, während dagegen die Gebäude auf dem Land meist in der alten Tradition verharren. Diese Bauten – zunächst „exotisch-maurisch“, ab circa 1880 die Formen der Romanik wiederbelebend – sollten die erlangte Gleichberechtigung widerspiegeln und in Konkurrenz zu den christlichen Gotteshäusern treten (zum Beispiel Stuttgart, Ulm, Ludwigsburg und andere).

Von den ehemals so zahlreichen Synagogen im Land hat der Kreis Ludwigsburg immerhin noch zwei typische Vertreter aufzuweisen, und es ist bezeichnend, daß sich auch bei diesen Beispielen doch relativ bescheidener Synagogen das Vorbild noch klar erkennen läßt.

Literatur:

Georg Germann: Der protestantische Kirchenbau in der Schweiz. Zürich 1963.

Joseph Gutman: The Synagogue: Studies in Origins, Archaeology and Architecture. New York 1975, bes. S. 309 bis 315 (Helen Rosenau).

Harold Hammer-Schenk: Ästhetische und politische Funktionen historisierender Baustile im Synagogenbau des ausgehenden 19. Jahrhunderts. In: Kritische Berichte 3. Jg., 2/3 (1975), 12 ff.

Paul Rieger: Jüdische Gotteshäuser und Friedhöfe in Württemberg. Hg. vom Oberrat der Israelitischen Religionsgemeinschaft Württembergs. Augsburg 1932.

Cecil Roth: Die Kunst der Juden. Frankfurt 1963.

Dr. Brigitte Reinhardt/ Dr. Sabine Weyrauch
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Eugenstraße 7
7000 Stuttgart 1



1 DER MARKTPLATZ VON MANNHEIM. In der Bildmitte ist das freigelegte Steinfundament des abgetragenen Denkmals zu sehen, unter dessen östlichem Teil der Brunnenschacht entdeckt wurde.

Inken Jensen: Ein Brunnen des 17. Jahrhunderts – das älteste Baudenkmal der Stadt Mannheim

Der Mannheimer Marktplatz wird seit der Zeit des Kurfürsten Karl Theodor beherrscht von einem Denkmal, dessen Figurengruppe im Jahre 1719 von dem Bildhauer Peter van den Branden geschaffen wurde. Ursprünglich für den Heidelberger Schloßgarten bestimmt, gelangte die Gruppe im Jahre 1763 nach Schwetzingen. Durch einen Erlaß vom 23. Mai 1767 schenkte der Kurfürst Karl Theodor die Gruppe der Stadt Mannheim mit der Auflage, sie auf dem Marktplatz aufzustellen. Die Stadt ließ auf dem Platz ein Steinfundament errichten, mit hohen Kosten einen Sockel anfertigen und die Figuren durch Peter van den Brandens Sohn Johann Matthäus umarbeiten, so daß das Denkmal (vermutlich im Jahre 1771) auf dem Marktplatz aufgestellt werden konnte.

Da die Stadt Mannheim den Plan, eine Tiefgarage auf dem Marktplatz zu bauen, im Jahre 1978 in die Tat umsetzte, wurde das im Laufe der Jahre stark in Mitleidenschaft gezogene Denkmal vollständig abgetragen. Die Archäologischen Sammlungen des Reiß-Museums der Stadt Mannheim waren während der Aushubarbeiten für die Tiefgarage vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg mit der Beobachtung der Baustelle und der Bergung eventuell auftretender Funde beauftragt.

Beim Ausheben der Baugrube wurde der riesige Steinsokkel freigelegt, der als Fundament des Marktplatzdenkmals

errichtet worden war. Seine Ausmaße, die in dieser Größe weder bekannt noch erwartet worden waren, betragen circa 7,40 Meter mal 5,90 Meter, seine Höhe circa 2,50 Meter. Errichtet war der Sockel aus behauenen Sandsteinen, die mit einem sehr harten, zementartigen Mörtel verbunden waren, wodurch das Abtragen des Fundamentes sehr erschwert wurde. An verschiedenen Stellen waren Spolien eingemauert. Beim Abbau des Fundamentes wurden außerdem neun große Segmentsteine geborgen. Sie gehörten vermutlich zu der Einfassung des Brunnens, dessen Schacht unter dem östlichen Teil des Steinfundamentes entdeckt wurde.

Der Schacht besaß eine Tiefe von circa 6,70 Meter und einen Durchmesser von circa 1,50 Meter. Ein Blick in den Schacht zeigt, daß er ohne Mörtel aus gelben Sandsteinplatten verschiedener Größe aufgesetzt war, die in zwölf Reihen angeordnet waren. Die Höhe der Platten schwankte zwischen circa 0,30 Meter und 0,60 Meter und ihre Dicke zwischen circa 0,10 Meter und 0,15 Meter. Die gut gearbeiteten Platten wiesen vielfach eingemeißelte Buchstaben, Zahlen und Zeichen auf, deren Bedeutung noch nicht erkannt werden konnte. Die Platten, die bis zu einer Tiefe von 6,00 Meter reichten, waren umgeben von einem gemörtelten Backsteinmantel und am Schachtende zusätzlich von einem Mantel von Holzlatten, deren Höhe circa 1,60 Meter und



2 BLICK IN DEN BRUNNENSCHACHT, der aus ungemörtelten Sandsteinplatten aufgeführt war.



3 GEMÖRTELTEN BACKSTEINMANTEL am unteren Schachtende, von außen gesehen.

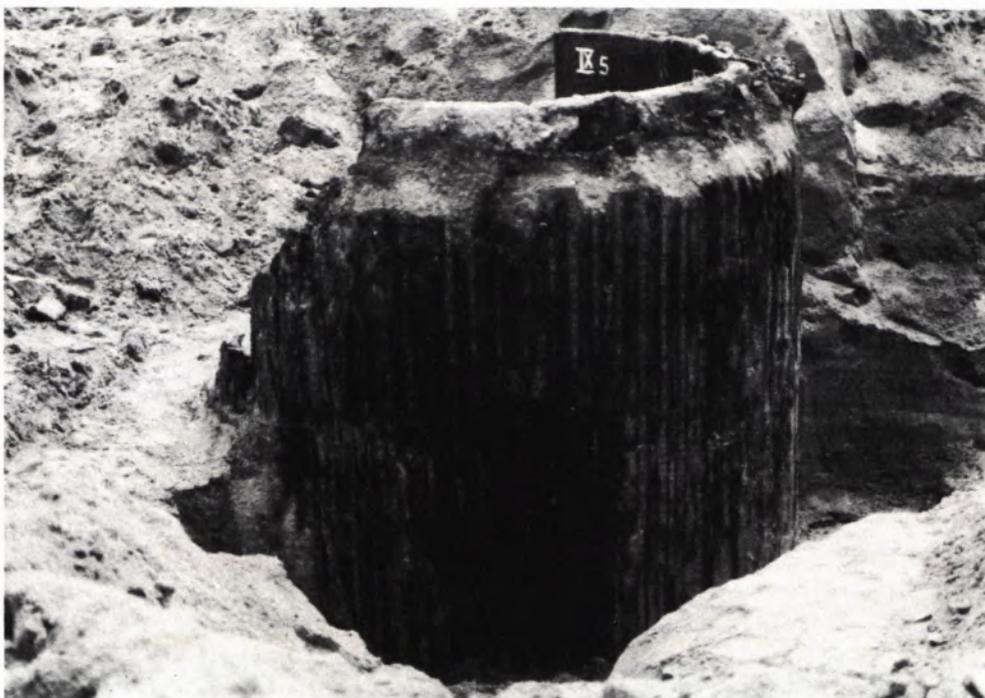
deren Breite circa 0,05 Meter bis 0,07 Meter betrug. Die Latten waren an ihrem unteren Ende auf einen Holzring aufgenagelt. Dieser Holzring war circa 0,15 Meter dick und bestand aus drei Lagen, die mit Eisennägeln zusammengehalten wurden; der Ring bildete das Fundament für die Platten und die Backsteinummantelung des Brunnenschachtes.

In den Reihen 9 bis 12 der Platten war im östlichen Teil des Schachtes eine halbrunde Nische aus gemörteltem Mauerwerk eingebaut, deren Bedeutung noch unklar ist. Von der halben Höhe der 12. Plattenreihe reichte noch circa 1,10 Meter tief eine innerhalb des Schachtes aufgemauerte Backsteinsetzung, die wiederum auf einem – kleineren – Holzfundament aufgesetzt war.

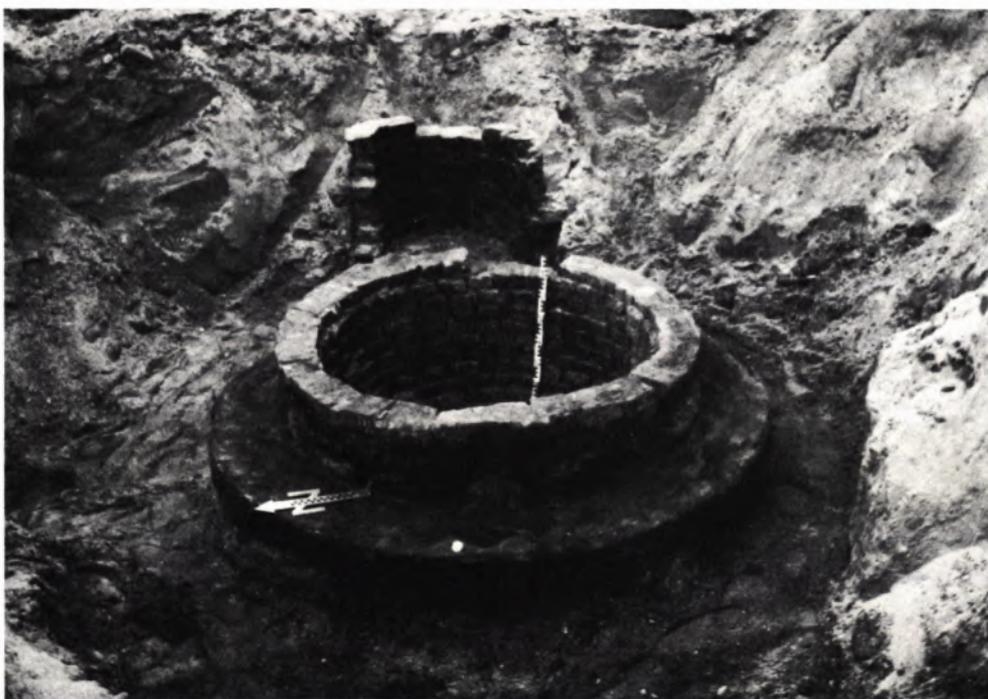
Die Einfüllung des Brunnens bestand aus sandigem Kies und war fundleer mit Ausnahme des Schachtendes, in dem sich wenige neuzeitliche Scherben, einige Metallfragmente und Essenreste, wie Obstkerne, fanden. Die Untersuchungen im unteren Teil des Schachtes gestalteten sich schwierig wegen des Grundwassers, dessen Spiegel mit Hilfe einer Pumpe ständig gesenkt werden mußte.

Der anfangs erwähnte Erlaß des Kurfürsten Karl Theodor vom 23. Mai 1767, in dem er über die Schenkung des von Peter van den Branden verfertigten Denkmals verfügte, gibt folgende Auskunft über den Brunnen: „... also haben Höchselbige dahin beharrliches Denkmal gewidmet, indem genannter Stadt die bisher in dem Orangeriegarten dahier aufgestellte große steinerne Bildung mittelst gegen-

4 MANTEL AUS
HOLZLATTEN, Teil des
Brunnenfundamentes am
Schachtende.



5 NISCHE aus gemör-
teltem Mauerwerk und
eine innerhalb des
Schachtes aufgemauerte
Backsteinsetzung. Die
Sandsteinplatten und die
Backsteinummantelung
sind bereits abgetragen.

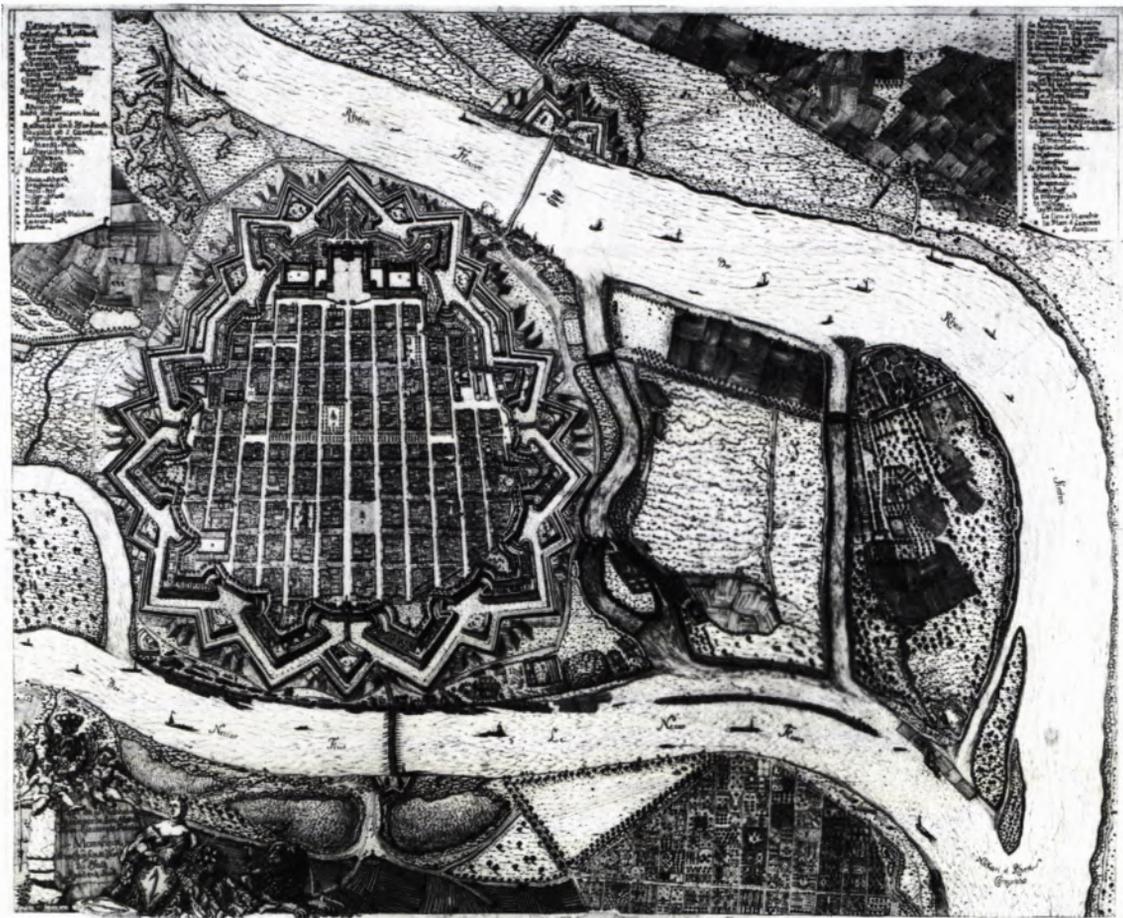


wärtiger erklärender Schankung dergestalt zu überlassen gnädigst entschlossen, daß solche zur verbesserende Zierde in Mitte des dasigen Marktplatzes statt des unscheinbaren Zugbrunnen, auf ein darzu anständig fertigendes Unter- gestellt gesetzt . . ." (zitiert nach Mannheimer Geschichts- blätter 1, 1900, 229).

Das Vogelschau-Bild des Kupferstechers Joseph Anton Baertels (datiert 1758) zeigt den Brunnen in der Mitte des Mannheimer Marktplatzes. Auch ein Grundriß aus dem Jahre 1684 und eine Zeichnung um 1726 haben ein Zeichen auf dem Marktplatz, das offensichtlich den Brunnen symbolisiert. Dagegen lassen die Pläne des Jacob van Deyl aus dem Jahre 1663 beziehungsweise um 1660 keinerlei Markt- platzbebauung erkennen. Daraus läßt sich schließen, daß

nach dem ersten Wiederaufbau der Stadt nach dem 30jäh- rigen Kriege ein Marktplatzbrunnen nicht bestanden haben kann und dieser erst später errichtet wurde.

Die erste Nachricht über den Marktplatzbrunnen erhalten wir aus einem Mannheimer Ratsprotokoll 1665/66, Sitzung vom 13. Juni 1665, Seite 138: „Neuwer Brunnen zu setzen. Meldeten sich die Steinhauer von Wachenheim ahn, und Begehrten zu wissen, wan sie den neu gefertigten Brunnen uffn marckt alhie setzen solten, weil[en] man aber I[hro] C[hur]f[ürstlich] d[urc]h[laucht] gn[äd] d[ig] ste maynung wohin dieser Brunnen zu setzen sey nothwendig zu vorderst underthänigst einholen muß, Aiß soll man trachten mit nechster gelegenheit dieselbe underthänigst zu verneh- m[en] und daruff Ihnen Steinhauern ferner zuwißen



6 MANNHEIM AUS DER VOGELPERSPEKTIVE 1758. Der von Joseph Anton Baertels gefertigte Stich zeigt den Brunnen in der Mitte des Marktplatzes.

Thun, wan Sie anhero kom[men] und den brunn[en] setz[en] soll[en] . . .“

Aus dem Protokoll läßt sich ersehen, daß die Platten für den Brunnenschacht von Steinmetzen aus Wachenheim in der Pfalz gefertigt wurden und daß diese Arbeiten im Jahre 1665 abgeschlossen waren. Wie aus weiteren Ratsprotokollen hervorgeht, gab es über den Aufstellungsort des Brunnens – zur Auswahl standen die Mitte oder die Nordwestecke des Marktplatzes – unterschiedliche Meinungen im Mannheimer Rat, die im Jahre 1667 zugunsten der Marktplatzmitte geklärt waren. Im Ratsprotokoll 1667/68, Sitzung vom 15. 11. 1667, Seite 247, wird erstmalig die Verpflichtung eines Brunnenmeisters für den Marktplatzbrunnen überliefert.

Während Aussehen und Aufbau des Brunnenschachtes durch die Grabungen geklärt werden konnten, bestehen über das Aussehen des Brunnenoberbaues nur ungenaue Vorstellungen. Da außer einem wenig aussagekräftigen Zeichen auf dem Baertels-Stich von 1758 kein Bild existiert, sind wir auf das wenige angewiesen, was die schriftlichen Quellen aussagen.

Das Ratsprotokoll von 1665/66, Sitzung vom 14. Januar, Seite 327, vermerkt: „ . . . daß gedachter Brunn[en], alß ein Zierliches Stück, viel beßer in der mitte, alß auff einem eck des Marckts stehen wurde . . .“ Eine Stadtrechnung aus dem Jahre 1702 vermerkt: „Den 15. September 1702 an Franz Adolf Altmann Malern allhier und er dem mit ihm beim Stadtrat getroffenen Accord gemäß an dem auf hiesigem Markt von Steinen perfektionierten neuen Stadtbrunnen dem Löwen obenauf die Haare, item der Stadt

Wappen, wo es nötig war, und 4 Kugeln an den Ecken, auch die Schrift verguldet, sodann die Stein und das Geländer herumb doppelt mit Oel- und Steinfarb uff seinen Kosten sauber angestrichen, zahlt 46 fl.“ (zitiert nach Mannheimer Geschichtsblätter 24, 1923, 39). Zwei Reiseberichte aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts liefern folgende Beschreibung: „Es ist auf diesem Platze auch ein schöner Brunnen mit vier Säulen, worüber ein Löwe ohne Zunge steht, zu bemerken“ (zitiert nach Mannheimer Geschichtsblätter 24, 1923, 39). Der Erlaß des Kurfürsten vom 23. Mai 1767 mit der letzten Nachricht über den Brunnen erwähnt nur, daß das Denkmal in der Mitte des Marktplatzes anstelle des „unscheinbaren Zugbrunnens“ errichtet werden solle.

Der auf dem Marktplatz entdeckte Brunnenschacht erwies sich nach den schriftlichen Quellen als das älteste noch erhaltene Baudenkmal der zu Beginn des 17. Jahrhunderts gegründeten Stadt Mannheim. Da es wegen des Baues der Tiefgarage nicht möglich war, den Brunnen an Ort und Stelle zu belassen, wurden die gut erhaltenen Sandsteinplatten des Schachtes nummeriert, Ring für Ring abgetragen und an einem überdachten Ort gelagert. Innerhalb der zuständigen Ämter der Stadt Mannheim sind Bestrebungen im Gange, dieses älteste Baudenkmal der Stadt zu erhalten und den Schacht an einer geeigneten Stelle wieder aufzubauen.

Dr. Inken Jensen
Archäologische Sammlungen des Städtischen Reiß-Museums
Zeughaus C 5
6800 Mannheim

Abbruchkandidaten mit Zukunft (4)

Regierungsbezirk Tübingen

Mit Beispielen aus dem Regierungsbezirk Tübingen beendet das Nachrichtenblatt seine Serie über Kulturdenkmale, die, obwohl ihnen der Abbruch zu drohen schien, dennoch in vorbildlicher Weise erhalten werden konnten.

Asch, Stadt Blaubeuren, Alb-Donau-Kreis „Kirchhofmauerhäusle“

Abbruchgefährdet sind sämtliche die Dorfkirchen begleitenden Gebäude: zum Beispiel das nicht mehr genutzte Schulhaus, das leerstehende Pfarrhaus, das den Straßenausbau hindernde Rathaus und Backhaus oder wie in Asch das nutzlose, ehemalige Landstreicherasyll, ein kleiner, zweigeschossiger Fachwerkbau. Wie alle genannten Gebäude ist auch dieses an die Kirchhofmauer angebaute Häuschen für das Ortsbild höchst bedeutend. Um die Mittel für die notwendige Instandsetzung und den künftigen Bauunterhalt einzusparen, wurde seit Jahren der Abbruch gefordert. Inzwischen hat eine Gruppe aus der Bevölkerung in Eigenleistung die äußere Instandsetzung vorgenommen. Die konstruktiven Schäden wurden nicht beseitigt – leider nur eine befristete Zukunft für das Gebäude!

K. Scholkmann

Bambergern, Stadt Überlingen, Bodenseekreis Kapelle

„Nach Besichtigung der Kapelle und ihrer Lage an der Straße verstehen wir das Anliegen der Gemeinde Bambergern, die Kirche an anderer . . . Stelle wieder aufzubauen, und stimmen dem Abbruch . . . zu“ – so schrieb das Staatliche Amt für Denkmalpflege 1970. Und das Erzbischöfliche Bauamt Konstanz ergänzte zwei Jahre später: „Ein geringer Teil der Bevölkerung . . . ist für die Erhaltung der Kapelle. Der weit größere Teil ist für Abbruch und Neubau einer größeren Kapelle an anderer Stelle.“ Inzwischen war im Zuge der Verwaltungsreform die Stadt Überlingen Eigentümerin der Kapelle geworden und begann kurzerhand mit der Instandsetzung des Daches. Damit waren die Weichen für einen allgemeinen Meinungsumschwung gestellt, so daß in den folgenden Jahren in enger Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt eine Gesamtinstandsetzung durchgeführt werden konnte, die auch die wertvolle spätgotische und barocke Ausstattung mit einschloß. Als im Herbst 1978 nach langer Bauzeit die renovierte Kapelle eingeweiht wurde, war dies ein „Festtag für Bambergern“ und der „Südkurier“ schrieb weiter: „. . . diese Geduld hat reife Frucht hervorgebracht, darüber waren sich alle einig . . .“

H. Krins

Bermatingen, Bodenseekreis Ehemaliges Mesnerhaus

Friedhöfe müssen hin und wieder erweitert werden – wie günstig, wenn sich dabei die kirchliche Gemeinde eines ruinösen Mesnerhauses entledigen könnte, das in den Augen der bürgerlichen Gemeinde ohnehin der Schand-



1 ASCH. „Kirchhofmauerhäusle“.

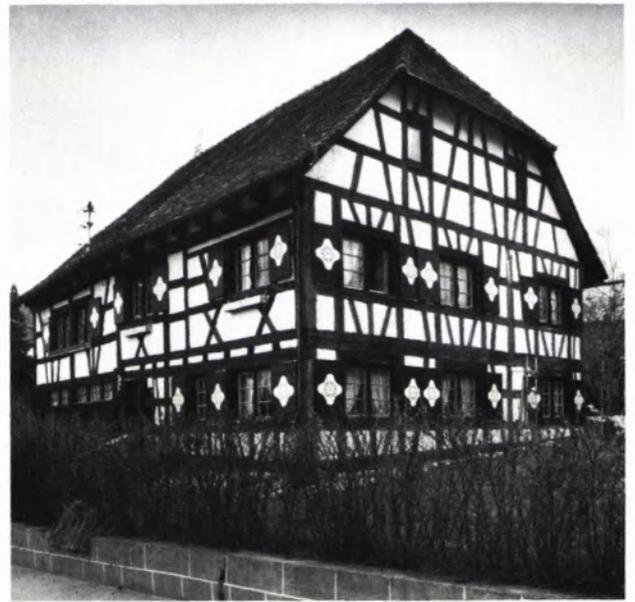
2 BAMBERGERN. Kapelle





3 BERMATINGEN. Ehemaliges Mesnerhaus.

fleck des Ortes ist. Zum Glück ließ sich ein Restaurator dafür gewinnen, das Haus als Wohnhaus und Werkstatt auszubauen. Da die bürgerliche Gemeinde beschloß, ihren neuen Friedhof außerhalb des Ortes anzulegen, ließ sich zum guten Schluß 1973/75 die Erhaltung des Hauses verwirklichen und damit die Geschlossenheit eines besonders schönen Ensembles bewahren, das 1979 im Zuge des Dorfentwicklungsprogrammes weiter im denkmalpflegerischen Sinn aufgewertet werden soll. *H. Krins*



4 BERMATINGEN. Mesnerhaus, heute Wohnhaus.

*Fischbach, Stadt Friedrichshafen, Bodenseekreis
Alte Katholische Pfarrkirche*

Was geschieht mit der alten Pfarrkirche eines Ortes, wenn – aus welchen Gründen auch immer – eine neue errichtet und nur eine gebraucht wird? So geschehen in Fischbach 1955/56. Viele Jahre wird der Gedanke des Abbruchs der alten, 1834/35 erbauten Kirche erwogen, verworfen, erneut aufgegriffen. 20 Jahre gehen übers Land, bis von seiten des verstorbenen Vorsitzenden des Diözesan-Kunstvereins,



5 FISCHBACH. Alte Katholische Pfarrkirche.

Prälät Dr. Endrich, ein klärendes Wort zugunsten der Erhaltung eingelegt wird. Die Kirchengemeinde hält zumindest eine sporadische Nutzung für möglich und auch die Stadt spricht sich für die Erhaltung des Gebäudes aus und stellt einen namhaften Zuschuß zur vordringlichen Instandsetzung bereit. Die Arbeiten konnten 1978 mit der Neueindeckung des Daches beginnen und sollen 1979 fortgeführt werden.

H. Krins

*Gönningen, Stadt Reutlingen, Kreis Reutlingen
Fachwerkhäuser an der Hauptstraße*

Die Hauptstraße von Gönningen wird bestimmt von einer stattlichen Reihe eindrucksvoller Häuser. Auch ohne thermographische Aufnahme ist klar, daß sich unter dem verfallenen Verputz dieser Gebäude gediegene, auf Sicht gearbeitete Fachwerkkonstruktionen verbergen. Die angesichts der Verkehrsbelastung unbestreitbare Notwendigkeit, die Straße auszubauen und mit Gehwegen zu versehen, führte zu einer der landauf, landab bekannten Planungen: eine Umgehung ist zu teuer und auch aus topographischen Gründen schwierig, die vorhandene Straße ist zu eng, um die den Vorschriften (und damit den Zuschußmöglichkeiten) entsprechende Breite bauen zu können – also bleiben nur Abbrüche übrig. Die mit Hartnäckigkeit geführten Verhandlungen ergaben schließlich doch noch eine Lösung für dieses Problem. Es wurde auf eine Abbiegespur verzichtet, der Gehweg auf der Seite der großen Häuser wird durch die glücklicherweise verhältnismäßig hohen Sockelgeschosse geführt. So kann wenigstens die Reihe der bedeutenden Häuser ungeschmälert erhalten bleiben.

Diese Entscheidung hatte auch zur Folge, daß für die jahre-

lang vernachlässigte Instandsetzung der Häuser ein neuer Anstoß gegeben wurde. Eines der Häuser (auf der Abbildung im Vordergrund) ist bereits – allerdings mit einem beträchtlichen Kostenaufwand – umgebaut und vorbildlich restauriert worden. Dieser ersten Privatinitiative folgen in nächster Zeit weitere Häuser, die zum Teil wegen der schon für den Straßenausbau getätigten Grundstückskäufe der Stadt Reutlingen gehören.

L. Merkelbach

*Gruorn, Gutsbezirk Münsingen, Kreis Reutlingen
Evangelische Kirche*

Gruorn liegt innerhalb des Truppenübungsplatzes Münsingen. Die Gemeinde wurde 1938 aufgelöst, sie ging 1940 in den Besitz des Deutschen Reiches über. 1939 fand der



6 GÖNNINGEN. Fachwerkhäuser an der Hauptstraße.



letzte Gottesdienst in der Kirche statt. Seitdem hatten die früheren Einwohner von Gruorn nur noch das Recht, zweimal im Jahr die Gräber auf dem Friedhof zu besuchen. Die Kirche erlitt durch Übungsschießen im Lauf der Jahre schwere Beschädigungen. 1959 wurden auf Veranlassung des Denkmalamtes gotische Wandmalereien aus der Kirche herausgenommen und in das Heimatmuseum von Münsingen gebracht. 1967 wurde die seit den zwanziger Jahren bestehende Eintragung der Kirche im Denkmalsbuch gelöscht, weil keine Aussicht auf eine Erhaltung der Kirche mehr bestand.

Es bildete sich jedoch ein Komitee zur Erhaltung der Kirche in Gruorn, dessen Initiative es zu danken ist, daß – mit Unterstützung staatlicher und kommunaler Stellen – die Kirche schließlich doch wieder instand gesetzt werden konnte. Bei den Restaurierungsarbeiten stellte sich heraus, daß es sich bei der Kirche um eine im Kern romanische Anlage des 12. Jahrhunderts handelt. Über die schon bekannten Malereien hinaus wurden weitere Wandmalereien der Reformationszeit freigelegt. Der gotische Chor erhielt wieder seine ursprüngliche Fassung. Es dürfte sich nach diesen Feststellungen um den frühesten mit aufgehendem Mauerwerk erhaltenen Kirchenbau im Gebiet der Münsinger Alb handeln.

Zu Pfingsten 1973 konnten die ehemaligen Gruorner wieder in ihrer Kirche einen Gottesdienst feiern – der letzte hatte am Karfreitag 1939 stattgefunden. Die Kirche wird jetzt auch für Feldgottesdienste verwendet. Weitere Beschädigungen durch Übungsschießen sind durch entsprechende Vorschriften für die übenden Truppen so gut wie ausgeschlossen. Die Unterhaltungspflicht hat das Komitee zur Erhaltung der Kirche in Gruorn übernommen.

L. Merkelbach



*Hechingen, Zollernalbkreis
Neues Schloß*

Wenn in diesen Tagen mit den Umbauarbeiten am Neuen Schloß in Hechingen begonnen wird, so findet damit eine über viele Jahre mit wechselnder Erfolgsaussicht sich hinziehende Entwicklung ihren vorläufigen Abschluß. Das Schloß, 1816/18 von Rudolf Burnitz im Auftrag der Fürsten von Hechingen gebaut, hatte an der gleichen, einen Eckpunkt der Stadtanlage markierenden Stelle schon zwei Vorgängerbauten. Es wurde zwar als Residenz der Fürsten errichtet, ist jedoch im Innern nie den ursprünglichen Plänen gemäß ausgebaut worden. So blieb seine Bedeutung im wesentlichen auf die klare Gliederung der Baukörper und auf die noble Erscheinung der klassizistischen Fassade beschränkt.

Die frühere Hohenzollerische Landesbank (Hauptsitz Sigmaringen) besaß das Schloß bereits seit 1880. Im Lauf der Jahrzehnte hatte man immer wieder durch Umbauten den wachsenden Bedürfnissen des Bankbetriebs Rechnung zu tragen versucht. Schließlich aber konnte man sich damit nicht mehr behelfen: eine grundlegende Neugestaltung war unausweichlich. Im März 1970 wurde ein Architektenwettbewerb mit der alternativen Aufgabenstellung: Abbruch und Neubau an gleicher Stelle oder Umbau ausgeschrieben. Die Wünsche der Bank zielten ohne Zweifel auf einen Neubau, denn man war der Meinung, eine funktionsfähige moderne Bank lasse sich in dem Schloß wohl kaum unterbringen. Das Preisgericht faßte drei Arbeiten in einer ersten Preisgruppe zusammen: zwei Neubauvorschläge und einen Umbauvorschlag. Der Verwaltungsrat der Bank entschloß sich – nicht zuletzt aufgrund eines Kostenvergleichs – für den Neubau und reichte 1971 eine entsprechende Bauvoranfrage ein.

Inzwischen hatten sich Hechinger Bürger zu einem Aktionskomitee zusammengeschlossen, Südwestfunk und Schwäbischer Heimatbund hatten eine Podiumsdiskussion veranstaltet, der Denkmalrat hatte sich für die Erhaltung des Schlosses ausgesprochen. Etwa gleichzeitig mit der Voranfrage der Bank legte das Denkmalamt einen Gegenvorschlag vor, der bewies, daß eine funktionsfähige Bank sehr wohl in dem Schloß eingebaut werden könne. Dieser Vorschlag wurde mehrmals überarbeitet und durch sorgfältige Kostenermittlungen gestützt. Die Hohenzollerische Landesbank jedoch blieb bei ihrer Absicht, das Schloß abzureißen und durch einen Neubau zu ersetzen.

Die vielfältigen Aktivitäten hatten jedoch zunächst einmal eine Verzögerung im Ablauf des Verfahrens zur Folge. Auch der Gemeinderat der Stadt Hechingen hatte sich für die Erhaltung des Schlosses ausgesprochen, drängte jedoch andererseits aus kommunalpolitischen Gründen auf eine baldige Entscheidung. Der Übergang der Zuständigkeit an die Kreissparkasse Balingen – eine Folge der Kreisreform – führte zunächst eher zu einer Verhärtung in der Haltung des Bauherrn. Schließlich aber wuchs doch die Einsicht, daß wir es uns nicht mehr leisten können, wertvolle alte Bausubstanz und städtebaulich wichtige Baukomplexe ohne zwingenden Grund der Spitzhacke zum Opfer fallen zu lassen. So wurden die Verfasser des im Wettbewerb ausgezeichneten Umbauvorschlags mit der Planung eines den neuen Gegebenheiten entsprechenden Umbaus beauftragt. Diese neuen Gegebenheiten – verursacht durch die Kreisreform – bestehen interessanterweise darin, daß man nun das Haus nicht mehr füllen kann (die Seitenflügel werden nicht ausgebaut), während früher das Problem darin bestand, das umfangreiche Raumprogramm im dem vorhandenen Gebäude unterzubringen. *L. Merkelbach*

*Langenargen, Bodenseekreis
Ehemaliges Pfarrhaus*

Die Verkäuferin verpflichtet sich, nach Aufforderung der Käuferin sämtliche Haupt- und Nebenbaulichkeiten auf dem Grundstück auf ihre Kosten entfernen zu lassen. – Dieser in Kaufverträgen übliche Wortlaut hat schon manchem Kulturdenkmal das Genick gebrochen, und nicht anders sollte es dem 1735/40 erbauten Pfarrhaus am Marktplatz in Langenargen ergehen. Eine Baugesellschaft beabsichtigte, auf dem Grundstück ein modernes verdichtetes Wohn- und Geschäftszentrum zu schaffen. Die Gemeinde leitete das entsprechende Bauleitplanungsverfahren ein. Dagegen setzte sich nicht nur das Landesdenkmalamt zur Wehr, sondern auch 22 Langenargener Bürger, die den Antrag stellten, das Pfarrhaus in das Denkmalsbuch einzutragen und damit unter den verschärften Denkmalschutz zu stellen, der einen Abbruch grundsätzlich ausschließt. Allerdings steht nach dem Denkmalschutzgesetz nur dem Eigentümer oder dem Amt das Antragsrecht zu. Das Denkmalamt stellte sich jedoch hinter die Bürgerinitiative und erreichte mit Unterstützung des Denkmalrates gegen den Widerstand des Eigentümers und der Gemeinde im März 1973 die Eintragung. Der Widerspruch des Eigentümers dagegen wurde vom Regierungspräsidium ebenso zurückgewiesen wie sein Antrag auf Entschädigung für den entgangenen „Spekulationsanteil“ des Verkaufserlöses. Damit war der Bann gebrochen. Schließlich erwarb die bürgerliche Gemeinde das Gebäude, in dem 1976 ein tatkräftiger Museumsverein ein Kunstmuseum eröffnete, das sich inzwischen zu einem kulturellen Mittelpunkt am Bodensee entwickelt hat. 1977 wurde das Pfarrhaus außen instand gesetzt.

H. Krins

*Langenargen, Bodenseekreis
Das „Alte Pfarrhaus“, St.-Anna-Straße 11*

Das dem neuen Pfarrhaus in Langenargen zugedachte Schicksal wäre auch dem sogenannten alten um ein Haar nicht erspart geblieben. Ein merkwürdiges Gebäude: Gelegen am Nordwesteck der ehemaligen, 1718 bis auf den Chor abgerissenen Pfarrkirche und daher heute Teil der Friedhofseinfassung, zeigt es im Untergeschoß ein offensichtlich romantisches Mauerwerk, darüber einen spätmit-



9 LANGENARGEN. Ehemaliges Pfarrhaus.

telalterlichen Bauteil mit dem Wappen der Grafen von Montfort. Das Pfarrhaus war zu klein für eine ständige Nutzung, zu verfallen, um Kaufinteressenten zu gewinnen, zumal auch die bauliche Umgebung allzu forsch modernisiert wurde. Immer wieder versuchte das Landesdenkmalamt die Gemeinde als Eigentümerin wenigstens zu den nötigsten Sicherungsarbeiten zu bewegen, aber selbst ein Zuschußangebot vermochte nichts zu bewirken. Und doch fand sich noch jemand, der sich für diesen „todsicheren“ Abbruchkandidaten erwärmen ließ und das kleine Haus zur Ferienwohnung ausbauen ließ. Schade, daß im Zuge der Bauarbeiten aufgrund des verheerenden Bauzustandes der obere Gebäudeteil einem Unwetter nicht standzuhalten vermochte. So mußte allzuviel erneuert werden – und doch wurde ein in seiner Art einzigartiges Baudenkmal gerettet.

H. Krins



10 LANGENARGEN. „Altes Pfarrhaus“.



11 MEERSBURG. Gebäude des Winzervereins.



12 MINGEN. Mittlere Straße 16.

13 POLTRINGEN. Wasserschloß.



Meersburg, Bodenseekreis

Gebäude des Winzervereins, Unterstadtstraße 9

Die Altstadt von Meersburg gilt als Ensemble von hohem Rang. Dabei sorgt – neben der einmaligen topographischen Lage am Steilufer zum Bodensee – das Spannungsverhältnis zwischen den mittelalterlichen und barocken Großbauten des Konstanzer Bischofs und den kleinen Bürgerhäusern aus der gleichen Zeit für einen besonderen Reiz. Kaum vorstellbar, daß darin auch Gebäude des späten 19. Jahrhunderts einen angemessenen Platz behaupten können. Und doch wurde genau diese Frage am 1890 errichteten Haus des Winzervereins zum Problem. Sah der Verein sich vor die Schwierigkeit einer betriebstechnisch und ökonomisch vertretbaren Nutzung des Grundstücks und Gebäudes gestellt und daher zum Abbruch gedrängt, so erblickte die Kreisstelle für Denkmalpflege und Heimatschutz die Chance, eine Störung des Ensembles zu korrigieren. Deren Auffassung ging (1972) dahin, „daß man den Mut haben sollte, klar zu erkennen, daß die heutige Bebauung mit einem einzigen großflächigen Baukörper im klassizistisch-biedermeierlichen Stil des vergangenen Jahrhunderts städtebaulich fehl am Platze war, weil die Folge der kleinmaßstäblichen Häuser der Unterstadtstraße dadurch jäh unterbrochen wurde. Die sich jetzt bietende Chance sollte genutzt werden, um nach Abbruch diesen Fehler zu korrigieren . . .“

Das Denkmalamt widersetzte sich jedoch dem Abbruchbegehren und erreichte in jahrelangen Verhandlungen dank der Aufgeschlossenheit des Winzervereins eine Lösung, die das Haus äußerlich unverändert erhält. Die Arbeiten werden 1979 ausgeführt, wobei auch die Fassadenbemalung von August Brandes wiederhergestellt wird. Brandes war einer der berühmtesten Dekorationsmaler des frühen 20. Jahrhunderts im süddeutschen Raum, tätig vor allem in Augsburg, und er verbrachte seine letzten Lebensjahre im Haus des Winzervereins.

H. Krins

Mengen, Kreis Sigmaringen

Mittlere Straße 16

Bei der 1974 im Kreis Sigmaringen abgeschlossenen Inventarisierung wurde auch das Haus Mittlere Straße 16 in Mengen als Kulturdenkmal erfaßt. Das 1895 gebaute Haus zeigt die für die Zeit des Historismus typischen Gliederungsmotive und Proportionen. In Unkenntnis der Kulturdenkmaleigenschaft wurde in einem Bauvorbescheid 1974 von der Stadt Mengen einem Abbruch zugestimmt. Da der Abbruch nicht vollzogen wurde, erlosch nach einem Jahr die Genehmigung. 1975 erneuerte der Eigentümer sein Abbruchgesuch. Weil keine Einigung zwischen dem Landratsamt als unterer Denkmalschutzbehörde und dem Landesdenkmalamt zustande kam, mußte das Regierungspräsidium entscheiden. Der beantragte Abbruch wurde abgelehnt. 1976 schließlich wurde das Haus an einen renovierungswilligen Interessenten verkauft, der es innen umbaute und außen mit einem Zuschuß des Landesdenkmalamtes sorgfältig instand setzte.

E. Hannmann

Poltringen, Gemeinde Ammerbuch, Kreis Tübingen

Wasserschloß

Das im Ammertal zwischen Tübingen, Rottenburg und Herrenberg gelegene Schloß wurde nach 1613 nach Entwürfen von Heinrich Schickhard erbaut. Es trat an die Stelle eines Vorgängerbaus, der seinerseits sicher auf ältere Gebäudeteile zurückging. Jedenfalls datiert die erste urkundliche Nennung in das Jahr 1191. Im 12. und 13. Jahrhundert gab es hier einen Ortsadel, dann kam die Burg an

die Tübinger Pfalzgrafen. Es folgten andere Adelsfamilien, das Haus Österreich und schließlich die Gemeinde Poltringen als Eigentümer. Seit 1890 diente das Gebäude als Schule, zur Unterbringung einer Schwesternstation und zur Aufnahme von Wohnungen. Für die Erhaltung wurde nicht viel getan, so daß schon 1958 das Kreisbauamt erhebliche Mängel feststellen und das Haus schließlich aus Sicherheitsgründen räumen lassen mußte.

Beim Denkmalamt in Tübingen erschienen immer wieder Interessenten, von denen man aber nach einem Besuch in Poltringen und beim Kreisbauamt nichts mehr hörte. Zu groß waren die Schäden, zu hoch der Aufwand für eine Sanierung. Als dann auch noch nach einer Gasexplosion einer der Ecktürme halb zerstört wurde, gab man eigentlich die Hoffnung auf, dieses wichtige Gebäude noch vor dem Untergang retten zu können.

Bis dann 1966 ein Privatmann auftrat, der genügend Energie, Optimismus und Stehvermögen besaß, um allen Widrigkeiten und dem akuten Geldmangel zum Trotz die Restaurierung und den Umbau für eine neue Nutzung durchsetzen zu können. In jahrelanger Arbeit, unterstützt meist von Hilfskräften, die er selbst angeheuert hatte, wurden schließlich aus den Räumen des Hauses – nach mancherlei fehlgeschlagenen Versuchen in anderer Richtung – recht ansehnliche Eigentumswohnungen.

Besonders anzumerken ist, daß der jahrzehntelang trocken liegende Wassergraben des Schlosses wieder gefüllt wurde. Neben Sicherungsarbeiten an den Fundamenten war hierzu nur nötig, den nahe vorbeiführenden Mühlkanal der Ammer an den Graben anzuschließen. Abgesehen von der stilgerechten Einfassung des Gebäudes wurde damit den neuen Schloßbewohnern die Möglichkeit geboten, vom Wohnzimmer aus Forellen zu angeln. Daß dieser Wassergraben wegen der bevorstehenden Stilllegung der benachbarten Mühle neuerdings wieder bedroht ist, zeigt, wie unbeständig das Glück der Kulturdenkmale sein kann.

L. Merkelbach

*Rot, Gemeinde Burgrieden, Kreis Biberach
Blasiuskapelle*

Der kleine Bau aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist ein charakteristisches Beispiel für den reichen Bestand barocker Wegkapellen in Oberschwaben. 1926 wurde das Gebäude ins Denkmalbuch eingetragen.

Der schlechte Bauzustand, der geringe Abstand zur Hauptortsdurchfahrt und die Lage im Sichtfeld einer Straßeneinmündung ließen Anfang der sechziger Jahre in Rot den Wunsch aufkommen, die Kapelle abzureißen. Auch die Kirchengemeinde hatte kein Interesse an der Erhaltung. 1973 setzte sich eine Gruppe von 25 Roter Bürgern energisch für den Abbruch ein. Beim bevorstehenden Ausbau der Ortsdurchfahrt müsse die Kapelle als Sichtbehinderung und damit als Gefahrenquelle beseitigt werden. Diese Argumentation wurde vom Bürgermeisteramt und von der zuständigen Polizeidienststelle unterstützt: „Durch diese Sichtbehinderung besteht für alle sich in diesem Bereich bewegenden Verkehrsteilnehmer Gefahr, zumal die Entfernung bis zum südostwärtigen Ortseingang (von der Kapelle bis zur Ortstafel sind es etwa 85 Meter) nicht sehr groß ist und erfahrungsgemäß ortseinwärts fahrende Kraftfahrzeugführer eine gewisse Strecke nach dem Ortseingang noch mit zu hoher Geschwindigkeit fahren.“

Ein Eigentümer der Kapelle konnte nicht festgestellt werden. In einem älteren Grundbuchvermerk ist festgehalten, daß die Kapelle nicht dem Eigentümer des betreffenden



14 ROT. Blasiuskapelle.



15 ROT. Blasiuskapelle.

Grundstückes gehört. 1977 beschloß der Schwäbische Heimatbund, die Betreuung der herrenlosen Blasiuskapelle zu übernehmen. Dadurch wurde es schließlich möglich, den stark verwahrlosten Bau 1978 instand zu setzen.

E. Grunsky

*Rottenburg am Neckar, Kreis Tübingen
Burggasse 12*

Das „Alte Welt“ genannte Gebäude in der Burggasse, ein mit seiner Rückseite auf der Stadtmauer stehender ehemaliger Adelssitz, wurde wegen seines schlechten baulichen Zustandes 1973 im Denkmalbuch mit dem Ziel gelöscht, es abzubrechen. Nach verschiedentlichen Verhandlungen konnte erreicht werden, daß die Stadt Rottenburg das Haus aus Privathand erwarb und mit Hilfe des 1975 aufgelegten Konjunkturprogrammes renovierte (vgl. auch Nachrichtenblatt 1/1974, Seite 13 ff. und 3/1976, Seite 123). 1978 konnte die „Alte Welt“ als städtisches Verwaltungsgebäude ihrer neuen Bestimmung übergeben werden. Die neben dem Hauptgebäude im ehemaligen Zwingerbereich stehende Scheune blieb gleichfalls erhalten und wurde re-



16 ROTTENBURG. „Alte Welt“. Scheune.



17 ROTTENBURG. „Alte Welt“.

18 SCHWENDI. Pfarrhaus.

noviert. Sie dient jetzt Vereinszwecken. Durch die Scheunentore erfolgt die Zufahrt zu einem neu angelegten Parkplatz. Instand gesetzt wurden auch die Stadtmauer neben der Scheune und die Zwingermauer, die gleichzeitig die Scheunenrückwand bildet, mit dem angebauten halbrunden Zwingerturm.

E. Hannmann

*Schwendi, Kreis Biberach
Pfarrhaus*

Der zweigeschossige, 1551 datierte Fachwerkbau wurde für Marquard von Schwendi und seine Frau Dorothea von Stein (Wappen und Jahreszahl am Türsturz) errichtet. Das Gebäude diente der Ortsherrschaft als Wohnsitz, nachdem die Burg im Bauernkrieg 1525 zerstört worden war. Ihr Wiederaufbau konnte erst 1561 abgeschlossen werden. 1926 wurde das Haus ins Denkmalbuch eingetragen.

Ende der sechziger Jahre zeigte sich der damals verputzte, leerstehende Bau in recht desolatem Zustand. Als vorbereitende Untersuchung zu einem Umbau wurde 1969 der Putz abgeschlagen. Dabei ergab sich, daß die ursprüngliche Fachwerkausbildung erhebliche Veränderungen erfahren



hatte und daß die Konstruktion gravierende Schäden aufwies. Nachdem für eine gründliche Instandsetzung kein tragfähiger Finanzierungsplan aufgestellt werden konnte, beantragte die Kirchengemeinde im Herbst 1969, die Eintragung des Pfarrhauses im Denkmalbuch zu löschen. Der Denkmalrat stimmte dem Antrag im Dezember 1969 zu, die Löschung wurde im Februar 1970 vollzogen. Als danach ein Abbruchartrag nur mehr eine Frage der Zeit zu sein schien, setzten sich Bürger Schwendis für die Erhaltung des Pfarrhauses ein. Nach einer sorgfältigen Bauuntersuchung durch eine Arbeitsgruppe der Staatlichen Ingenieurschule Biberach wurde ein Instandsetzungskonzept erarbeitet. Eine beträchtliche Finanzierungslücke wurde durch eine großzügige private Spende geschlossen. Der Zuschußstopp des Landes verzögerte den Baubeginn. Erst 1976 konnten die Arbeiten in Angriff genommen werden. Anhand der Befunde wurden in beiden Geschossen die Bohlenwände der Eckstuben wiederhergestellt. Da der alte Fachwerkbestand an der ganzen westlichen Traufseite und in einer größeren Partie des Südgiebels völlig fehlte, wurden diese Teile bei der Instandsetzung als verputzte Massivwände ausgeführt. Die großformatigen Fenster, die bei einem Umbau des 18. Jahrhunderts eingefügt worden sind, hat man beibehalten. Heute dient das Gebäude wieder als Pfarrhaus und Pfarrbüro.

E. Grunsky

Sigmaringen, Direktorhaus des ehemaligen Gymnasiums

1893 wurde nach Plänen des Architekten Callenberg das Sigmaringer Gymnasium gebaut, ein Baukomplex, der aus dem eigentlichen Schulgebäude, dem Direktorhaus, einer Turnhalle und einem freistehenden Toilettengebäude bestand. Schon vor Jahren war die Toilettenanlage abgebrochen worden. 1974 sollten auch das Direktorhaus und die Turnhalle abgerissen werden, um Platz für eine den heutigen Erfordernissen entsprechende Turnhalle zu schaffen (vgl. Nachrichtenblatt Heft 2/1976, Seite 75 ff.). In zähen Verhandlungen mit der Stadt, den Architekten und der Lehrerschaft konnte eine Umplanung erreicht werden. Zwar mußte man wegen der beengten Platzverhältnisse die alte Turnhalle aufgeben, dafür konnte aber das Direktorhaus, das in seinen Baumaterialien (roter Backstein und heller Haustein) und Gliederungen auf das Schulgebäude

abgestimmt ist, stehenbleiben. Die neue Turnhalle wurde farblich so gut es ging den erhaltenen Gebäuden angepaßt, so daß wieder ein relativ einheitlich gestalteter Schulkomplex (heute Realschule) entstand.

E. Hannmann

Stetten unter Holstein, Gemeinde Burladingen, Zollernalbkreis

Alte Katholische Kirche

Mit zu den schwierigsten Aufgaben der Denkmalpflege gehört die Umnutzung von Kulturdenkmälern. Zahlreiche Bauwerke haben im Laufe der Zeit ihre ursprüngliche Zweckbestimmung verloren und wurden deshalb abgebrochen, andere konnten neuen Verwendungszwecken zugeführt und auf diese Weise erhalten werden, wobei allerdings mitunter Charakteristisches verloren ging. In vielen Fällen gelang es aber auch, die neue Nutzung mit der vorgegebenen Architektur in Übereinstimmung zu bringen, so daß Wesentliches erhalten bleiben konnte.

In einer Reihe von Orten stehen Kirchen leer, weil inzwischen neue Kirchen gebaut wurden. Der Spielraum an neuen Nutzungsmöglichkeiten gerade für Kirchengebäude ist jedoch aus einleuchtenden Gründen eng begrenzt. In Stetten unter Holstein stand seit 1964 die alte Pfarrkirche ebenfalls infolge eines Kirchenneubaues leer. Als Pläne für den Bau einer modernen Leichenhalle an der Stelle der alten, inmitten des Friedhofes liegenden Kirche bekannt wurden und viele einen Abbruch als unumgänglich ansahen, gelang es 1974 im Zusammenwirken mit der Gemeinde, der Kirche und dem Landesdenkmalamt, eine Konzeption zu entwickeln, die den Umbau des alten Kirchengebäudes in eine Leichenhalle vorsah. Ende 1975 war der Umbau beendet.

Die am Nordeingang des Ortes in städtebaulich exponierter Lage stehende Kirche wird im Kunstdenkmälerinventar als Bau des 17. Jahrhunderts bezeichnet. Bei der Renovierung fanden sich jedoch im Inneren neben anderen baugeschichtlich bedeutsamen Relikten Reste spätgotischer Wandmalereien, ein gotisches Sakramentshäuschen und ein in der Wand vermauerter Taufstein. Sie belegen, daß die Kirche in ihrem Kern gotischen Ursprungs ist. Während das Äußere befundgetreu instand gesetzt wurde (kräftig gelber Wandton mit weißen Gliederungen), wurde das Innere weitgehend entleert. Man entfernte die Neurenaissancealtäre,

19 SIGMARINGEN. Direktorhaus des ehemaligen Gymnasiums.



20 STETTEN U. HOLSTEIN. Alte Katholische Kirche.





21 STETTEN UNTER HOLSTEIN.
Kath. Kirche nach Umbau zur Leichenhalle.

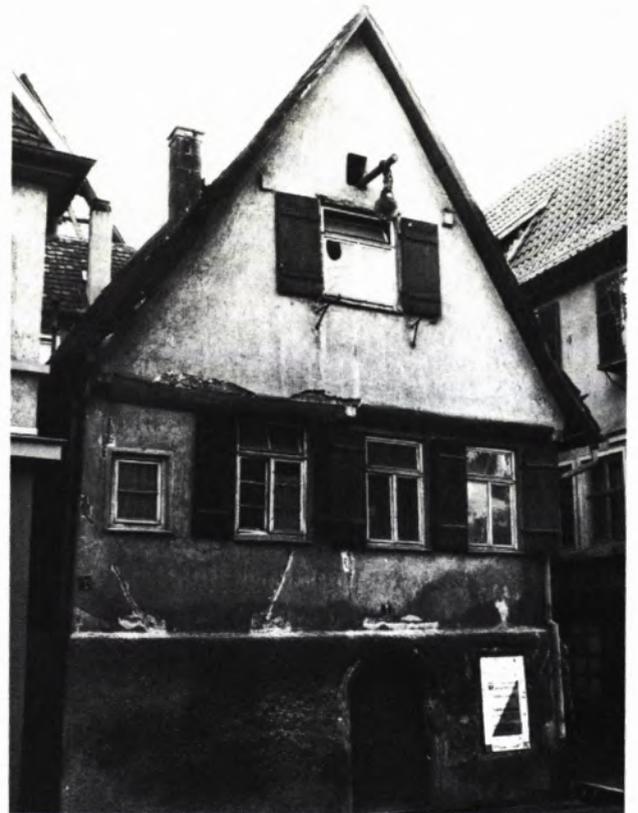
die Empore und das Gestühl. Lediglich die Raumhülle mit der Deckenmalerei, die Kanzel und der hinter dem Hauptaltar zum Vorschein gekommene, illusionistisch gemalte Altar aus der Zeit um 1800 blieben neben einigen weiteren Ausstattungsstücken erhalten.

E. Hannmann

Tübingen, Ammergasse 7 und Rathausgasse 6

Bei den Gebäuden Ammergasse 7 und Rathausgasse 6 in Tübingen handelt es sich um zwei für die Unterstadt typische Weingärtnerhäuser. Um 1470 als zweigeschossiges Fachwerkhaus errichtet, wurde beim Gebäude Ammergasse 7 bereits im 15. Jahrhundert das Fachwerk im Erdgeschoß durch den für die gegenwärtige Erscheinung charakteristischen Steinsockel mit Rundbogentüre ersetzt. Dasselbe muß für das Gebäude Rathausgasse 6 angenommen werden. Bei späteren Eingriffen in das Fachwerkgefüge zur Vergrößerung der Fenster wurde auch der für das „alemannische“ Fachwerk typische Fenstererker beseitigt. Ihr schlechter baulicher Zustand machte die Häuser zu Abbruchkandidaten. Vor allem waren die Balkenlagen über

22 TÜBINGEN. Rathausgasse 6.



23 TÜBINGEN. Ammergasse 7.

dem ehemals als Stall genutzten Erdgeschoß verrottet. Als dann doch eine Instandsetzung in Angriff genommen wurde, blieben die Häuser aber aufgrund weiterer Schäden nicht vor einer weitgehenden Demontage verschont. Nach der Erneuerung des Gebälks wurde das Fachwerkgefüge größtenteils mit neuen Hölzern nach dem Original rekonstruierend wieder auf das erhaltene Sockelgeschoß gesetzt. Beide Gebäude werden künftig wieder als Wohnhäuser genutzt.

Wesentlich bei diesen Rekonstruktionen ist die Darstellung von zwei charakteristischen Fachwerkhäusern und die Erhaltung von Gebäudeformen und Proportionen eines Stadtbildes.

K. Scholkmann

Tübingen, Schwabenhaus

Die Stuttgarter Architekten Eisenlohr und Weigle bauten 1899/1900 das am Neckar gelegene Verbindungshaus für das Corps Suevia. Im Zusammenhang mit einer geplanten Neugestaltung des nördlichen Neckarufers wurde 1971 schon die als Gartenwirtschaft bekannte „Neckarmüllerei“ abgebrochen. Das in städtischem Besitz befindliche Schwabenhaus sollte folgen.

Sofort nach Inkrafttreten des Denkmalschutzgesetzes wurde die Stadt von der Kulturdenkmaleigenschaft des Hauses unterrichtet. Ein daraufhin im März 1972 von der Stadt gestellter Abbruchartrag wurde vom Regierungspräsidium abgelehnt, ein Widerspruch gegen diese Entscheidung zurückgewiesen. Nachdem die Stadt auch mit einer Klage beim Verwaltungsgericht Sigmaringen erfolglos blieb, legte sie Berufung beim Verwaltungsgerichtshof in Mannheim ein. Am 14. Oktober 1975 fällte der Erste Senat des Verwaltungsgerichtshofes dann seine Entscheidung: Das Schwabenhaus durfte nicht abgerissen werden (vgl. Nachrichtenblatt 1/1976, Seite 14 ff.).

Trotz dieser höchstrichterlichen Entscheidung machte die Stadt zunächst keine Anstalten, das baulich sehr vernachlässigte Gebäude – ein Brand hatte in der Zwischenzeit unter anderem die imposante Holzdecke im ehemaligen Kneipsaal zerstört – zu sanieren. Ein vom Land im Herbst 1975 angebotener Zuschuß aus Konjunkturfördermitteln wurde von der Stadt ausgeschlagen. Erst danach wurden intensive Überlegungen angestellt, welchen Zwecken man das Gebäude zuführen könnte. 1976 schließlich war es dann soweit: Das Schwabenhaus sollte die in unzulänglichen räumlichen Verhältnissen untergebrachte Volkshochschule aufnehmen. Die Ende 1976 begonnenen Instandsetzungsarbeiten konnten im Sommer 1978 abgeschlossen werden. Die Kosten beliefen sich auf über eine Million Mark. Mit der gelungenen Renovierung des Schwabenhauses ist ein wichtiges architekturgeschichtliches Beispiel der Verbindungshausarchitektur und ein bedeutender städtebaulicher Akzent erhalten geblieben.

E. Hannmann

Ulm, Romanisches Steinhaus an der Nikolauskapelle und Haus Neue Straße 100

Romanische Bauwerke in Ulm sind rar, außer den wenigen Resten der staufischen Stadtmauer hat sich nur die im Kern



24 TÜBINGEN. Schwabenhaus.

romanische Nikolauskapelle mit dem Teil eines westlich anschließenden romanischen Steinhauses erhalten. Gerade dieser Baukomplex war lange Jahre durch die Wiederaufbau- und Verkehrsplanung der Stadt Ulm bedroht. Sollte zunächst die ganze Gebäudegruppe geopfert werden, so schien es 1960 zu gelingen, wenigstens die Erhaltung der Kapelle als Fixpunkt für die weiteren Planungen zu erreichen. 1967 wurde jedoch erneut auf den Abbruch beziehungsweise eine Versetzung der Kapelle hingearbeitet, da „die Einfügung . . . in eine an der Neuen Straße zu errichtende Bausubstanz große Schwierigkeiten bereiten wird“. Guter Städtebau sei wichtiger als Denkmalschutz, hieß es damals. Längere Beratungen führten 1972 zu dem in einem rechtskräftigen Bebauungsplan niedergelegten Ergebnis, daß zwar die Kapelle, nicht aber der anschließende Teil des romanischen Steinhauses erhalten bleiben sollte.

Dank einer mehrjährigen Atempause konnte das Landesdenkmalamt 1975 mit dazu beitragen, daß dieser Bebauungsplan geändert wurde. „Denn es darf niemand im Zweifel daran sein, daß die Abbruchverfügungen des



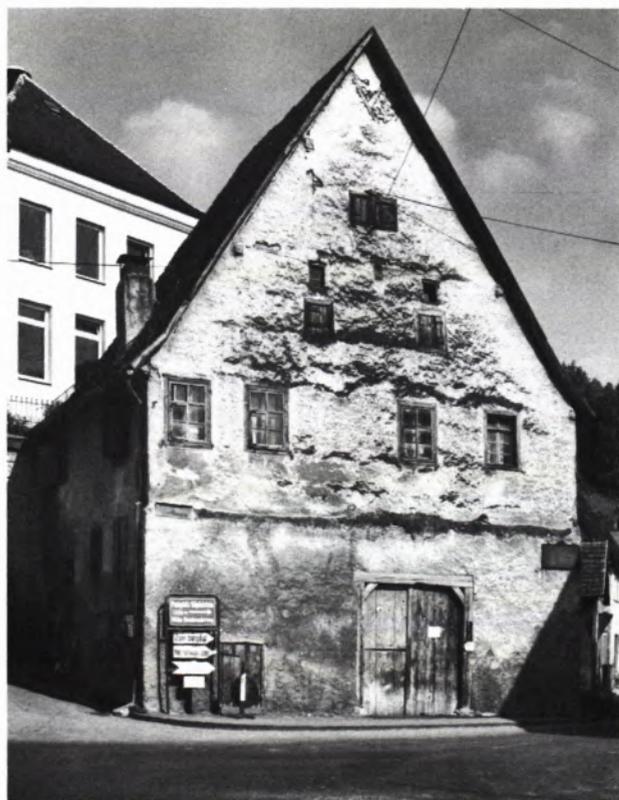
25 ULM. Romanisches Steinhaus an der Nikolauskapelle.

Bebauungsplans kostbare Ulmer Baudenkmale dahinraffen werden, die als einmalige und unverwechselbare Dokumente ulmischer Bautradition heute noch stehen und die aufzugeben einer kommenden Zeit nicht mehr verständlich sein wird.“ Im September 1976 fand ein neuer Bebauungsvorschlag die einstimmige Billigung des Bauausschusses, demzufolge nicht nur das romanische Steinhaus, sondern auch das Haus Neue Straße 100 (Gindele-West) von 1598 mit seiner Renaissancequadrierung am Giebel stehenbleiben konnte, allerdings als Teil eines mit Neubauten ergänzten Gesamtkomplexes. Die umfangreichen Arbeiten wurden 1977 begonnen und können voraussichtlich in diesem Jahr abgeschlossen werden. *H. Krins*



26 ULM. Haus Weinhofberg 8.

27 VERINGENSTADT. Strübhaus.



Ulm, Weinhofberg 8

Der verheerende Bauzustand dieses Ulmer Fachwerkbaues aus dem 16. Jahrhundert offenbarte sich erst nach dem Beginn der Instandsetzung. In kürzester Zeit mußte im Innern eine völlig neue tragende Konstruktion errichtet werden, um die Außenwände halten zu können. Für die beispielhafte Leistung, die auch die Sanierung von zwei weiteren benachbarten Fachwerkhäusern umfaßt, wurde dem Bauherrn, Heinz Lange, der Peter-Haag-Preis 1978 des Schwäbischen Heimatbundes verliehen (siehe Schwäbische Heimat, Heft 1/1979). *H. Krins*

Veringenstadt, Kreis Sigmaringen Strübhaus

In Veringenstadt steht am Rande des historischen Altstadt-kerns in städtebaulich bedeutsamer Situation das Haus der spätgotischen Malerfamilie Strüb, deren Werke zum Teil unter dem Namen „Meister von Veringen“, „Meister von Meßkirch“ und „Meister von Sigmaringen“ in die kunsthistorische Literatur eingegangen sind. Anfang der 70er Jahre hatte der Gemeinderat beschlossen, das Haus zu kaufen, um es anschließend abzubauen. Ausschlaggebend hierfür war nicht so sehr der verwahrloste Zustand, sondern vor allem der Umstand, daß das an einer Engstelle stehende Gebäude den Verkehr behinderte. Gegen die Abbruchabsichten des Gemeinderats formierte sich unter Leitung von Altbürgermeister Fink und Ministerialrat Dr. Zillenbiller die Bürgeraktion „Rettet das Strübhaus“, die schließlich 1974 das Haus erwerben konnte. 1975 wurde das Strübhaus mit Mitteln der Dorferneuerung außen renoviert und das Fachwerk freigelegt. Um die Verkehrsverhältnisse zu verbessern, nahm man lediglich eine Abschrägung der am weitesten in den Straßenraum vorspringenden Hausecke vor. Für die kommenden Jahre ist eine Inneninstandsetzung geplant. Als Nutzung vorgesehen ist eine Art Dokumentationszentrum über die Malerfamilie Strüb und die Technik mittelalterlicher Tafelmalerie. *E. Hannmann*

Weilstetten, Stadt Balingen, Zollernalbkreis Espachstraße 85

Im Balingener Stadtteil Weilstetten steht eines der ältesten Fachwerkhäuser des Zollernalbkreises. Das zweigeschossige Gebäude mit hohem Krüppelwalmdach ist 1590 datiert. Die heute veränderte Fachwerkstruktur dokumentiert besonders eindrucksvoll den Übergang vom verblatteten alemannischen zum verzapften fränkischen Fachwerk. Ansätze von Verblattungen und Nutführungen für eine Bohlenaufsicherung an der Eckstube im Obergeschoß zeigen, daß das Haus ursprünglich einen Eckerker besessen haben muß, wie wir ihn von der alemannischen Fachwerkarchitektur her kennen. Die Eckstube im Obergeschoß ist mit ihrer gesprengten Holzbalkendecke und der Tür, die einen gedrückten Eselsrückenbogen als Sturz hat, original erhalten.

Im europäischen Denkmalschutzjahr 1975 wurde von den Eigentümern des 1928 in das Denkmalsbuch eingetragenen Gebäudes ein Abbruchartrag gestellt. Das Haus stand zu diesem Zeitpunkt leer und war infolge mangelnder Bauunterhaltung außerordentlich verwahrlost. Außerdem gab es Pläne der Straßenbauverwaltung, die unmittelbar am Haus vorbeiführende Kreisstraße zu verbreitern und im Zuge dieser Verbreiterung das Haus abzubauen. Nachdem die Eigentümer sich bereit erklärt hatten, das Haus eventuell zu verkaufen, wandte sich das Landesdenkmalamt an die Öffentlichkeit mit dem Ziel, sanierungswillige Kaufinteressenten zu finden. Das Echo auf die verschiedenen



28 WEILSTETTEN. Espachstraße 85.

Presseveröffentlichungen war überwältigend. Eine Tübinger Familie erwarb schließlich das Haus und setzte es 1978 mit einem Zuschuß des Landesdenkmalamtes instand. Der innere Ausbau soll in diesem Jahr abgeschlossen werden. Das Fachwerkhaus ist wieder zu einem Schmuckstück der an sich denkmalarmen Gemeinde Weilstetten geworden.

E. Hannmann

Landesdenkmalamt, Außenstelle Tübingen
Abt. Bau- und Kunstdenkmalpflege
Schönbuchstraße 50
7400 Tübingen I

In der mit dieser Folge abgeschlossenen Reihe „Abbruchkandidaten“ versuchte das Landesdenkmalamt, einer interessierten Öffentlichkeit vor Augen zu führen, daß ungeachtet der verschiedenartigsten Interessen und Schwierigkeiten Kulturdenkmale, deren Weiterbestand zunächst aussichtslos erscheinen mußte, dennoch sinnvoll erhalten werden können. Dabei ging es keineswegs darum, im nachhinein bereits aufgegebene Standpunkte der Beteiligten zu bemängeln, sondern den Gesamtvorgang und das positive Endergebnis möglichst sachlich darzustellen.

Bedauerlicherweise hat dennoch in einem Fall, dem der katholischen Kirche in Angelbachtal, ein vom Landesdenkmalamt in seinem Ergebnis als vorbildlich benannter Vorgang, nämlich die Rettung eines allgemein besonders gefährdeten Kulturdenkmals, nun einen negativen Aspekt erhalten.

Das Nachrichtenblatt ist nach § 11 Landespressgesetz von Baden-Württemberg verpflichtet, eine Gegendarstellung – unabhängig von der Richtigkeit der darin gemachten Angaben – zu veröffentlichen. Die folgende Darstellung des Sachverhalts zum Beitrag: Abbruchkandidaten mit Zukunft (2), Katholische Kirche in Angelbachtal, Ortsteil Eichtersheim, in Nachrichtenblatt 4/78 gab Rechtsanwalt Rudolf Biedermann aus Schwetzingen im Auftrag des Pfarrgemeinderates der katholischen Kirchengemeinde Angelbachtal.

Gegendarstellung:

1. Sie behaupten, daß nach Errichtung des funktionstüchtigen Neubaus die Gemeinde den barocken Altbau keiner Beachtung mehr für wert befunden habe.

Diese Tatsachenbehauptung ist falsch. Die Kirchengemeinde hat auch nach der Räumung sich um das Bauwerk gekümmert: das nasse Holz des Fußbodens wurde entfernt (die wertvollen Docken der Bänke sind erhalten); die durch einen Sturm aufgerissene Glockenstube wurde wieder verschlossen; ein beschädigtes Fenster an der Wetterseite wurde total erneuert; die Dachrinne wurde abgedichtet und die Blitzschutzrevision regelmäßig durchgeführt.

2. Sie behaupten, daß der Käufer zunächst das Äußere der Kirche instand gesetzt habe und die Wunden am Dach und an den Fassaden habe heilen müssen. Die Jahre der Verwahrlosung seien an diesem Gotteshaus nicht spurlos vorübergegangen.

Diese Tatsachenbehauptung ist falsch. Am 6. Juni 1975 wurde ein Ortstermin mit einem Kaufinteressenten unter Hinzuziehung des Landesdenkmalamtes Karlsruhe durchgeführt, bei dem zu Protokoll festgestellt wurde:

„Die Kirche ist außen bis auf den Dachreiter, der baldigst einer Reparatur bedarf, noch im ordentlichen Zustand.“

Im Jahre 1977 wurde die Kirche an den jetzigen Eigentümer verkauft. Es gab also keine Jahre der Verwahrlosung.

3. Sie behaupten, daß der Kirchengemeinde das traditionsreiche alte Bauwerk nicht mehr genüge und ein eventueller Abbruch in Kauf genommen wurde.

Diese Tatsachenbehauptung ist falsch. Die Kirchengemeinde hat sich in jahrelangen Bemühungen darum gekümmert, die Kirche zu erhalten und einen Interessenten für die Kirche zu finden, der den Belangen des Denkmalschutzes genügt. Die Kirchengemeinde hätte das Gebäude schon in früheren Jahren für wesentlich höhere Preise verkaufen können, hätte dann aber in Kauf nehmen müssen, daß sie bezüglich der Gestaltung der Kirche keine Einflußmöglichkeiten mehr gehabt hätte.

Ein Abbruch wäre für die Kirche nicht in Frage gekommen.

Zu den Punkten 1 und 2 der Gegendarstellung verweist das Landesdenkmalamt auf ein Schreiben, in dem der Baudirektor des Erzbischöflichen Bauamtes Heidelberg, als in diesem Fall fachlich kompetenter Stelle, bereits am 27. November 1970 (!) das zuständige Amt für Denkmalpflege auf den Zustand der Kirche aufmerksam macht:

Betreff: Alte kath. Kirche in Eichtersheim

Seit Sommer d. J. ist die neue kath. Kirche in Eichtersheim-Michelfeld bezogen. In der Zwischenzeit verfällt die alte Kirche mehr und mehr. Wie üblich, sind bereits eine Menge Fensterscheiben eingeschlagen. Auch die Dachdeckung scheint sehr schadhafte zu sein. Es wäre vielleicht gut, wenn von der Denkmalpflege einmal auf diesen Zustand hingewiesen würde. Wahrscheinlich hat die kath. Kirchengemeinde zur Zeit kein Geld mehr, da sie ausgeblutet ist von dem Neubau; aber man sollte doch mindestens den völligen Verfall der alten Kirche, die städtebaulich für den Ort notwendig ist, verhindern.

Vielleicht schauen Sie sich einmal, wenn Sie in die Gegend kommen, das Gebäude und die Situation an.

Wir könnten uns danach absprechen, in welcher Weise man vorgeht, um den Zerfall des Baues zu verhindern.



Gedankenlose „Denkmalpflege“ im Detail

So bitte nicht, Ihr Handwerker, Architekten und Denkmaleigentümer!

In Eberbach am Alten Markt hat ein Handwerker unserer Zeit sein Meisterstück verfehlt und seinen Vorfahren beleidigt, der um 1800 an einem stattlichen Wohnhaus des Klassizismus diese schönen und schlichten Türklinken mit Rhombenschild angebracht hat. Der neue Meister bekam den Auftrag, die Tür sicherer zu machen und hatte die Arbeit schnell erledigt: mit Aluminium und ohne Liebe zur

Sache. Die so harmonisch gearbeitete Tür hat eine ärgerliche Wunde bekommen, die wohl auch den Hauseigentümer schmerzt, den Denkmalpfleger und den Freund der Altstadt von Eberbach ganz sicher.

Im weitesten Sinne sei das Bild der vergewaltigten Tür Protest gegen einen gedankenlosen und hektischen Umgang mit unseren Baudenkmalern. Mit „Schnell“ und „Billig“ verlieren unsere besten historischen Bauten in Kürze ihr Gesicht, der Pfeffer eines Kulturdenkmals liegt nicht selten im Detail, das es unbeschadet zu erhalten gilt.

Wird in unseren Berufsschulen, in der Ausbildung da etwas versäumt?
P. Schubart

Mitteilungen Buchbesprechung

„Das Mosbach Buch“ von Prof. Dr.-Ing. Ernst und Frau Dipl.-Ing. Dorothee Brüche. Verlag Laub, Elztal-Dallau 1978. 327 Seiten, 160 teils farbige Abbildungen.

Vor 20 Jahren erschien von den gleichen Autoren die Schrift „Mosbachs große Zeit“. Das neue Mosbach-Buch von 1978, „Eine Studie über die Entwicklung der alten Pfalzgrafenstadt zur Großen Kreisstadt unter Bevorzugung der Renaissance- und Barockzeit“, wie der Untertitel lautet, fußt auf dieser ersten Veröffentlichung, sie wurde inhaltlich aber erheblich erweitert. Eine vervollständigte Bibliographie zur Mosbach-Literatur lädt zur weiteren Beschäftigung mit der Stadt-, Landes- und Zeitgeschichte ein.

Wie die Verfasser selbst betonen, erhebt auch das neue Mosbach-Buch nicht den Anspruch, ein wissenschaftliches Werk zu sein. Die Autoren Ernst und Dorothee Brüche haben beide als Naturwissenschaftler in Danzig, später in Berlin gearbeitet und sind seit 1945 als Neubürger in Mosbach ansässig. Und das ist das Bemerkenswerte: neben der Ausübung ihres

Berufes als Physiker entsteht in der Beschäftigung mit der für sie neuen Umgebung, mit der Fachwerkstadt Mosbach und der Pfalzgrafenzeit dieses Buch, das eine Reise durch die Vergangenheit bietet mit einer atmosphärischen Dichte, die den Leser schnell gefangennimmt.

Für den Ortsansässigen wird auf diesem Wege die Geschichte seiner unmittelbaren Umgebung deutlich. Er kann eine verständnisvollere Beziehung zu den Zeugnissen der Vergangenheit entwickeln, die seinen Alltag begleiten. Für Fachleute, die sich, wie zum Beispiel der Denkmalpfleger, mit der Stadtgeschichte auseinandersetzen haben, liefern Geschichtsbücher dieser Art wertvolle Anregungen und Hinweise.

Die Geschichte der Pfalzgrafenresidenz Mosbach im 15. Jahrhundert, Mosbachs „große Zeit“, mit den Pfalzgrafen Otto I. und II., ist betont ausführlich behandelt, wobei neues Forschungsmaterial ausgewertet wurde (Wagenbach, Wüst u. a.). So erfahren wir beispielsweise, daß das noch im Buch von 1959 veröffentlichte angebliche Porträt Ottos I., dessen Original sich im Kurpfälzischen Museum in Heidelberg befindet und dessen Kopie in Mosbach jährlich bei der Ratscherrenweck-Feier zum Gedenken an Otto I. aufgestellt wurde, nach neueren Erkenntnissen gar nicht Otto I. darstellt, sondern wohl einen

bisher unbekanntem Bürgermeister oder Patrizier des 16. Jahrhunderts. Man wird also in Mosbach nach einem anderen Porträt für die Ratscherrenweck-Feier suchen müssen – das hervorragende Steinbildnis auf der Grabplatte Ottos I. im Kloster Reichenbach a. Regen bietet sich hierfür vielleicht an; es ist in der neuen Veröffentlichung gleichfalls abgebildet.

Bedeutende Persönlichkeiten, die mit Mosbach in Berührung kamen, hier geboren wurden oder hier lebten, werden vorgestellt: Götz von Berlichingen, Nicolaus Kistner (1529 bis 1583, Rektor der Universität Heidelberg und Rechtsrat des Kurfürsten), Wilhelm Stern (1792 bis 1873, Pädagoge), Jakob Renz (1866 bis 1951, der erste hauptamtliche Bürgermeister der Stadt, der grundlegende Forschungsarbeiten zur Stadtgeschichte veröffentlicht hat).

Breiten Raum nimmt mit Text und Abbildungen die Baugeschichte der Stadt ein: Zur Baugeschichte der Kirchen, des Schlosses, des Rathauses, des Hospitals und zu zahlreichen Bürgerbauten wurde einiges Material zusammengetragen und dabei auch die neuere Entwicklung der Stadtsanierung berücksichtigt, die in zurückliegenden Jahren manchen Anlaß zur Kritik bot, in ihren neuesten Leistungen aber durchaus positiv beurteilt wird. Eindrücklich und erschütternd sind die

vier in verschiedenen Jahren von 1945 bis 1975 aufgenommenen Fotos des kleinen Platzes bei der Kronengasse: ein von Aufnahme zu Aufnahme mehr zerstörtes städtebauliches Kleinod alter Fachwerkbauten.

Einzelne Fakten im Text sollten bei Neuauflage des Buches korrigiert werden: Das Erdgeschoß des Rathauses besitzt keine romanischen Säulen mit Würfelkapitellen (Seite 39 und Seite 190), die Säulen sind mit dem Rathaus um 1558 entstanden. Auch hatte das Rathaus zum Marktplatz hin keine abgeschrägte Ecke (Seite 191). Das ehemalige Haus Hechtl, Hauptstraße 35, wurde schon 1450/70 errichtet, nicht erst Anfang des 16. Jahrhunderts (Seite 201).

Wertvoll sind die Darstellungen zur Geschichte der Stadtbefestigung, die Professor Brüche jahrelang auch bei Kanalisations- und Bauarbeiten erforscht und in der „Badischen Heimat“ 1953 zum Teil schon veröffentlicht hat. Die Abbildungen alter Stadtpläne geben in diesem Zusammenhang willkommene Information.

Gern hätte man noch manches erfahren, so weitere Nachrichten über das Franziskanerkloster und seine Baugeschichte; vielleicht noch Ausführlicheres über die pfälzische Fayence-Manufaktur in Mosbach (1770 bis 1836) – doch wurden diese Themen wohl bewußt nicht ausgeweitet, um das Buch nicht zu überfrachten. Der eingängige, oft spannend zu lesende Text, der die Vergangenheit so lebendig werden läßt, wird seine Leser, weit über Mosbach hinaus, fesseln und neues Wissen vermitteln.

Peter Schubart

Ausstellung

Das Rätsel von Regenbach – Ergebnisse und neue Fragen

6. April bis 16. September 1979

(Geöffnet: Di–So 10–16⁰⁰, Mi 10–20⁰⁰)

Zur Ausstellung des Landesdenkmalamtes

Baden-Württemberg und des Württembergischen Landesmuseums im Alten Schloß in Stuttgart: In Unterregenbach (Gemeinde Langenburg, Kreis Schwäbisch Hall) knüpfte die Denkmalpflege mit einer Grabung und Bauuntersuchung in der Dorfkirche St. Veit, die von Restaurierungsmaßnahmen ausgelöst wurden, 1960 an vorausgegangene Forschungen an und ergänzte die architekturgeschichtlichen Ergebnisse durch Untersuchungen in benachbarten historischen Siedlungsbereichen und auf der sogenannten Alten Burg oberhalb Unterregenbachs.

Die Dorfkirche St. Veit besaß zwei Vorgängerbauten, eine kleine romanische Basilika und einen einschiffigen karolingischen Bau. In den Siedlungsbereichen wurden Reste von Holzbauten ebenso aufgedeckt wie auch Fundamente profaner Steinbauten, die auf eine differenzierte soziologische Struktur der Besiedlung hindeuten. In der Zusammenschau der untersuchten Teilbereiche ergaben die Forschungen in Unterregenbach bisher ein – noch lückenhaftes – Gesamtbild, das durch die Existenz von zwei romanischen Kirchen – einer großen und einer kleinen Basilika –, eines durch Steinbauweise hervorgehobenen Siedlungsbereiches und durch eine befestigte Burganlage geprägt ist und eine historische Bedeutung im Mittelalter bezeugt, die einer Interpretation im landeshistorischen Zusammenhang bedarf. Über die bereits 1972 im Band 1 der Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg publizierten Ergebnisse hinaus wurden bis 1978 weitere Teilbereiche archäologisch erforscht, so daß es an der Zeit zu sein schien, die archäologischen Ergebnisse insgesamt zu resümieren, zu überprüfen und ebenso die aus den archäologischen Ergebnissen resultierenden neuen Fragestellungen zu formulieren. Diese Zwischenbilanz wissenschaftlicher Tätigkeit in Unterregenbach nicht nur – gleichsam im Elfenbeinturm – als wissenschaftliche Standortbestimmung zu voll-

ziehen, sondern zum roten Faden einer Ausstellung zu machen, hat seinen besonderen Grund:

Die Ausgrabungen unter der Kirche St. Veit wurden im Zuge der Restaurierung mit einer Betondecke versehen und sind seither für die Öffentlichkeit zugänglich. Die Krypta unter dem Pfarrhaus wurde 1976 nach den archäologischen Befunden als Raum wiederhergestellt. Beides sind heute Anziehungspunkte für eine seit Jahren steigende Zahl von Besuchern, die nicht nur diese Reste mittelalterlicher Vergangenheit besichtigen wollen, sondern ebenso Interesse bezeugen an dem historischen Hintergrund, vor dem diese dinglichen Zeugnisse mittelalterlicher Geschichte zu sehen sind. Diesem Anspruch der Öffentlichkeit wollte das Landesdenkmalamt gerecht werden und beschloß, gemeinsam mit der Stadt Langenburg und unter Mitwirkung des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart eine Informationsausstellung zu erarbeiten, die im ehemaligen Schulhaus der Langenburger Teilgemeinde Unterregenbach dauerhaft installiert werden soll.

Bis zum Abschluß der Renovierungsarbeiten im alten Schulhaus in Unterregenbach wird diese Ausstellung im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart im Alten Schloß zu sehen sein. Es wird versucht, Einblicke in die Arbeitsweise der Archäologie des Mittelalters zu gewähren und in die Vielfalt der wissenschaftlichen Fragestellungen. Die Untersuchungsergebnisse in Unterregenbach eignen sich hierzu in besonderem Maße, denn hier wurden – wenn auch nur in Teilen – so viele, in ihrem Charakter und Aussagegewert unterschiedliche Bereiche archäologisch untersucht, daß sich Fragen der mittelalterlichen Architektur- und Kunstgeschichte, der Siedlungsgeschichte und Siedlungsstruktur sowie der Aussagegewert von Fundgegenständen des täglichen Lebens in ihrer gegenseitigen Verknüpfung verdeutlichen lassen.

Quellennachweis für die Abbildungen

(Die Zahlenangaben verweisen auf die Seiten)

Fotografien stellen zur Verfügung:

Archäologische Sammlungen des Städtischen Reiß-Museums Mannheim 77, 78, 79;

G. Bock, Oberopfingen 87 Abb. 14;

J. Feist, Pliezhausen 81 Abb. 2,

82 Abb. 4 u. 5, 85, 87 Abb. 15,

88 Abb. 17 u. 18;

Dr. H. Hell, Reutlingen 83, 84, 86 Abb. 13,

89, 90 Abb. 21, 91 Abb. 24, 92 Abb. 27;

Siegfried Lauterwasser, Überlingen 65,

66 Abb. 3, 69;

G. Loske, München 74 Abb. 4;

G. Maier, Hirschau 88 Abb. 16;

Rheinisches Bildarchiv, Köln 64;

Richard Scholtz, Überlingen 66 Abb. 2;

Schwäbischer Heimatbund, Stuttgart 92

Abb. 26;

LDA-Karlsruhe 58, 94, Titelbild (Foto:

A. Westermann);

LDA-Stuttgart 71, 72, 74, 76

(Fotos: Reinhardt/Weyrauch);

LDA-Tübingen 48, 49, 50, 52, 81, 82, 86,

90, 91, 92, 93;

Aus: W. C. Behrendt, Alfred Messel.

Berlin 1911, 62;

Aus: Das Zeppelinldorf. Herausgegeben

von der Zeppelinwohlfahrt GmbH, Fried-

richshafen a.B., 2. Auflage 1919, 46;

Aus: Moderne Bauformen. Bd. 14.

Stuttgart 1915, 57, 59, 60, 61.

Die gezeichneten Vorlagen lieferten:

Archäologische Sammlungen des Städti-

schens Reiß-Museums Mannheim 80;

Richard Scholtz, Überlingen 68;

Aus: Rosalys Coope, Salomon de Brosse,

London 1972, 72;

Aus: Das Zeppelinldorf. Herausgegeben

von der Zeppelinwohlfahrt GmbH, Fried-

richshafen a.B., 2. Auflage 1919, 47, 51,

53, 54, 55;

Aus: Moderne Bauformen. Bd. 14.

Stuttgart 1915, 58 Abb. 2;

Aus: Olbrich. Architektur. Serie III, Bd. 2,

Berlin 1901–14, 63.

Berichtigung: NB 1/79, S. 8. Leiter der Außenstelle Heidelberg des Staatlichen Hochbauamtes Mannheim ist nicht wie angegeben Herr Dr. Joachim Göricke, sondern Herr S. Werner.

Personalia



Adelheid Beck †

Adelheid Beck ist am 26. Februar 1979 in ihrem 39. Lebensjahr in der Klinik in Öschelbronn gestorben.

In Stuttgart geboren, ist sie doch im schwäbischen Oberland in der Nähe von Mengen aufgewachsen und in Ravensburg zur Schule gegangen. Sie liebte dieses Land mit seinen Kirchen und einsamen Seen, und auch später ist sie noch oft dorthin zurückgekehrt, wo sie Weg und Steg kannte. 1954 zog sie mit ihrer Familie nach Tübingen und besuchte dort das Uhland-Gymnasium, das sie 1960 mit dem Reifezeugnis verließ.

Es verwundert nicht, daß sich Adelheid Beck zunächst der Architektur und Kunstgeschichte verschrieb, hatte sie doch das Vollkommenste, das die schwäbische Kunst in dieser Gattung hervorgebracht hat, die Meisterwerke des oberschwäbischen Barock, gewissermaßen greifbar vor Augen. Sie studierte in Stuttgart einige Semester Architektur und wandte sich erst dann der Vor- und Frühgeschichte und der klassischen Archäologie zu. Dieses Studium nahm sie 1962 in Tübingen auf. Wesentliche archäologische Eindrücke hat sie wohl als Studentin auf der Heuneburg bei Hundersingen erfahren, jenem mächtigen

frühkeltischen Fürstensitz. Noch während ihres Studiums, 1968, wurde ihr vom Landesdenkmalamt zusammen mit anderen Studenten die Ausgrabung einer Grabhügelgruppe bei Wilsingen und die Untersuchung des Kilchberger Grabhügels mit seiner menschengestaltigen Stele übertragen. Beide Unternehmungen wurden von ihr umgehend publiziert.

1970 hat Adelheid Beck in Tübingen bei Professor Wolfgang Kimmig mit einer Arbeit über „Beiträge zur frühen und älteren Urnenfelderzeit im nordwestlichen Alpenvorland“ promoviert. Von da ab war sie beim Landesdenkmalamt Baden-Württemberg tätig, zunächst in Tübingen. Dort hatte sie die Autobahntrasse Stuttgart – westlicher Bodensee archäologisch zu betreuen; es waren Kartierungen und Ausgrabungen durchzuführen. Die ihr übertragenen Aufgaben meisterte sie mit hervorragender Zuverlässigkeit. Von umsichtiger Sorgfalt zeugt aus jener Zeit etwa ihre Untersuchung des hallstattzeitlichen Grabhügels bei Deißlingen, des Brandgräberfeldes eines römischen Gutshofes bei Hailfingen und des ausgedehnten alamannischen Friedhofes bei Beffendorf.

Mit ihrem Umzug nach Stuttgart im Jahre 1974 änderte sich auch ihr Aufgabenbereich. Das Feld der Archäologie mit dem Schreibtisch vertauschend, übernahm sie die Redaktion der Publikationen der Bodendenkmalpflege, insbesondere die Reihe „Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte“. Es kam dem Amt zustatten, daß sich eine Wissenschaftlerin wie Adelheid Beck, mit außergewöhnlicher Intelligenz und Klarheit des Denkens ausgestattet, dieser Sache annahm. Im Jahre 1975 wurde ihr die Schriftleitung des Nachrichtenblattes des Landesdenkmalamtes „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ übertragen. Diese gewiß nicht leichte Aufgabe hat sie mit der ihr eigenen Gelassenheit gemeistert, und sie ist ihr wohl auch ein bißchen ans Herz gewachsen, kam doch die Vielfalt der Themen ihren weitgespannten Interessen entgegen und blieb doch auch Raum, die Zeitschrift zu gestalten.

Adelheid Beck hat viel früher als wir alle um ihr schweres Schicksal gewußt. Was uns bleibt, ist die Erinnerung an diese feine und tapfere Frau. Wir haben sie alle sehr gern gehabt.

Hartwig Zürn

Veröffentlichungen des Landesdenkmalamtes

Die Denkmalpflege hat seit jeher auch einen wissenschaftlichen Auftrag zu erfüllen, nicht nur, indem sie wissenschaftliche Erkenntnisse vielfältigster Art bei der praktischen Betreuung der Kulturdenkmale anwendet, sondern vor allem dort, wo sie selbst Grundlagenforschung treibt. Das ist in erster Linie bei der Herausgabe wissenschaftlicher Inventare der Kulturdenkmale der Fall, aber auch in zahlreichen Einzeluntersuchungen, die vornehmlich bestimmten Themen, einzelnen Monumenten und deren Restaurierung oder den archäologischen Ergebnissen der vom Landesdenkmalamt durchgeführten Ausgrabungen gewidmet sind. Die verschiedenen Sparten der Denkmalpflege geben diese Publikationen in eigenen fachbezogenen Reihen heraus. Sämtliche Veröffentlichungen können durch den Buchhandel bezogen werden.

Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg Deutscher Kunstverlag	Band 6 <i>Historische Gärten und Anlagen als Aufgabengebiet der Denkmalpflege</i> Verlag Ernst Wasmuth Tübingen 1978	Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg Verlag Müller & Gräff	<i>in Nordwürttemberg</i> Stuttgart 1972	Band 6 Dieter Planck <i>Aræ Flaviae I</i> <i>Neue Untersuchungen zur Geschichte des römischen Rottweil</i> Stuttgart 1975
Band 1 Peter Breitling Hans Detlev Kammeier Gerhard Loch Tübingen <i>Erhaltende Erneuerung eines Stadtkerns</i> München/Berlin 1971	Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg <i>Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Ulm – ohne die Gemarkung Ulm</i> Bearbeitet von Hans Andreas Klaiber und Reinhard Wortmann Deutscher Kunstverlag München/Berlin 1978	Band 1 Günter P. Fehring <i>Unterreggenbach Kirchen, Herrnsitz, Siedlungsbereiche</i> Stuttgart 1972	Band 2 Eduard M. Neuffer <i>Der Reihengräberfriedhof von Donzdorf (Kreis Göppingen)</i> Stuttgart 1972	Band 7 Hermann Friedrich Müller <i>Das alamannische Gräberfeld von Hemmingen (Kreis Ludwigsburg)</i> Stuttgart 1976
Band 2 Reinhard Lieske <i>Protestantische Frömmigkeit im Spiegel der kirchlichen Kunst des Herzogtums Württemberg</i> München/Berlin 1973	Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg Verlag Müller & Gräff	Band 2 Antonin Hejna <i>Das „Schlößle“ zu Hummertsried Ein Burgstall des 13. bis 17. Jahrhunderts</i> Stuttgart 1974	Band 3 Robert Koch <i>Das Erdwerk der Michelsberger Kultu. auf dem Hetzenberg bei Heilbronn-Neckargartach</i>	Band 8 Jens Lüning Hartwig Zürn <i>Die Schussenrieder Siedlung im „Schlößlesfeld“ Markung Ludwigsburg</i> Stuttgart 1977
Band 3 <i>Stadtkern Rottweil Bewahrende Erneuerung von Struktur, Funktion und Gestalt</i> München/Berlin 1973	Band 1 <i>Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1971–1973</i> Stuttgart 1973	Band 3 Barbara Scholkmann <i>Sindelfingen! Obere Vorstadt Eine Siedlung des hohen und späten Mittelalters</i> Stuttgart 1978	Teil 2: Alix Irene Beyer <i>Die Tierknochenfunde</i> Stuttgart 1972	Band 9 Klemens Scheck <i>Die Tierknochen aus dem jungsteinzeitlichen Dorf Ehrenstein (Gemeinde Blaustein, Alb-Donau-Kreis) Ausgrabung 1960</i> Stuttgart 1977
Band 4 Heinz Althöfer Rolf E. Straub Ernst Willemsen <i>Beiträge zur Untersuchung und Konservierung mittelalterlicher Kunstwerke</i> München/Berlin 1974	Band 2 Herbert und Elke Schwedt <i>Malerei auf Narrenkleidern Die Häs- und Hanselmaler in Südwestdeutschland</i> Stuttgart 1975	Band 4 <i>Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg</i> Stuttgart 1977	Band 4 Teil 1: Gustav Riek <i>Das Paläolithikum der Brillenhöhle bei Blaubeuren (Schwäbische Alb)</i> Stuttgart 1973	Teil 2: Joachim Boessneck Angela von den Driesch <i>Die jungpleistozänen Tierknochenfunde aus der Brillenhöhle</i> Stuttgart 1973
Band 5 <i>Der Altar des 18. Jahrhunderts Das Kunstwerk in seiner Bedeutung und als denkmalpflegerische Aufgabe</i> München/Berlin 1978	Band 3 <i>Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1974–1977</i> Stuttgart 1977	Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Verlag Müller & Gräff	Band 5 Hans Klumbach <i>Der römische Skulpturenfund von Hausen an der Zaber (Kreis Heilbronn)</i> Stuttgart 1973	Fundberichte aus Baden-Württemberg Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung Stuttgart 1974 Band 1 Stuttgart 1975 Band 2 Stuttgart 1977 Band 3
		Band 1 Rolf Dehn <i>Die Urnenfelderkultur</i>		Stuttgart 1977

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Als einer der im Denkmalschutzgesetz § 3 Abs. 1 benannten Denkmalschutzbehörden fällt dem Landesdenkmalamt BW die vom Gesetz in § 1 definierte Aufgabe zu, Kulturdenkmale zu schützen und zu pflegen, insbesondere den Zustand der Kulturdenkmale zu überwachen sowie auf die Abwendung von Gefährdungen und die Bergung von Kulturdenkmalen hinzuwirken. Im Rahmen dieser Verpflichtung steht im Vordergrund die Pflege der Kulturdenkmale, die von den fachlich geschulten Konservatoren des Landesdenkmalamtes besorgt wird. Im Zusammenhang damit hat das Denkmalamt im wesentlichen auch die in § 6 DSchG festgestellte Pflicht des Landes zu erfüllen, Maßnahmen zur Erhaltung und Pflege von Kulturdenkmalen nach Maßgabe der zur Verfügung stehenden Haushaltsmittel durch die Hergabe von Zuschüssen zu fördern und zu unterstützen.

Beides, pflegerische Tätigkeit und Zuschußwesen, bedingt einen engen, meist persönlichen Kontakt zwischen dem Landesdenkmalamt und den Eigentümern der betroffenen Denkmale. Diese unerläßliche Verbindung zu intensivieren, wurde das Denkmalamt zwar zentral organisiert, nicht aber an einem Ort installiert. Es wurden vier Dienststellen eingerichtet, deren jede einen bestimmten der von den Grenzen der Regierungspräsidien umrissenen vier Landesteile verantwortlich zu betreuen hat. Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Zentralstelle Stuttgart
Amtsleitung und Verwaltung
(zuständig für den
Regierungsbezirk Stuttgart)

Abt. I (Bau- u. Kunstdenkmalpflege)
Eugenstraße 7
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 212/5300

Archäologie des Mittelalters
Teckstraße 56
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 280101/App.64

Abt. II (Bodendenkmalpflege)
Schillerplatz 1
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 2193/2980

Außenstelle Freiburg
(zuständig für den
Regierungsbezirk Freiburg)

Dienststellenleitung und
Abt. I (Bau- u. Kunstdenkmalpflege)
Colombistraße 4
7800 Freiburg i.Br.
Telefon (07 61) 204 2025

Abt. II (Bodendenkmalpflege)
Adelhauserstraße 33
7800 Freiburg i. Br.
Telefon (07 61) 327 19

Außenstelle Karlsruhe
(zuständig für den
Regierungsbezirk Karlsruhe)

Dienststellenleitung
und sämtliche Abteilungen
Karlstraße 47
7500 Karlsruhe
Telefon (07 21) 262 79 und 298 66

Außenstelle Tübingen
(zuständig für den
Regierungsbezirk Tübingen)

Dienststellenleitung und
Abt. I (Bau- u. Kunstdenkmalpflege)
Schönbuchstraße 50
7400 Tübingen 1-Bebenhausen
Telefon (07 071) 620 11 und 620 12

Abt. II (Bodendenkmalpflege)
Schloß/Fünfeckturm
7400 Tübingen
Telefon (07 071) 22990